

DENKEN + GLAUBEN

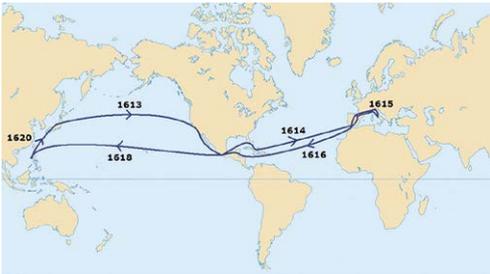
Nr. 196 Herbst 2020

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



ZUMUTUNG ZUKUNFT



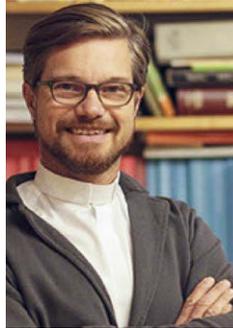
Ryts Monet, *Sisters (Amaterasu Goddess of Sun, Holy Mary of Civitavecchia)*, 2013.

Katastrophen-Recherche als Zukunftsblick

2011 beschädigte der Tsunami in der 100 km von Fukushima entfernten japanischen Stadt Ishinomaki die dort aufgestellte Freiheitsstatuen-Kopie schwer. Im Rahmen seiner Denkmäler-Recherche applizierte der Künstler Ryts Monet ein Foto der Statue auf eine Flagge und kombinierte sie im Rahmen eines Ausstellungsprojektes in Tokyo mit einer Gips-Kopie einer angeblich wundertätigen Madonnenfigur seiner italienischen Heimat in Civitavecchia. Zwischen beiden Städten besteht eine Partnerschaft, weil der Samurai Hasekura Tsunenaga 1613 von Ishinomaki anreisend in Civitavecchia angekommen war um den Papst in Rom zu treffen. In Kombination mit der Dokumentation des Denkmals für den Samurai in Civitavecchia verdichtete der Künstler eine 2019 in adaptierter Form auch in der Kunsthalle Wien gezeigte künstlerische Recherche über die Wanderung und Transformation religiöser, kultur- und machtpolitischer Motive, politischer Zensur und Verdrängung angesichts von Katastrophen wie der von Fukushima und persönlicher Biografie.

Ab September 2020 wird seine Ausstellung *PerTina* im Rahmen des Festivals Steirischer Herbst in der QL-Galerie zu sehen sein.

Editorial



Für die einen ist es ein inspirierender Hingucker, für andere möglicherweise zunächst irritierende Zumutung im Gegenüber einer ehrwürdigen gotischen Kirche. Natürlich ist es auch ein möglicher Anknüpfungspunkt zum Thema dieses Heftes und zum Jahresthema im Quartier Leech: ZUMUTUNG ZUKUNFT. Der eigentliche Grund, Markus Wilffings Installation „Obacht Obdach“ bei der Universitätskirche Maria am Leech als Coverbild und zur Bebilderung dieser Ausgabe unserer Zeitschrift zu wählen, ist aber die Idee, dort einen urbanen Ort mit Zukunftspotential zu schaffen. Einen Ort, an dem man aus der Betriebsamkeit des Alltags heraustreten kann und nicht unbedingt funktionieren muss. Einen Relax- und Begegnungsort, der auf das Kreativpotential von Imagination setzt.

Der Zeitdiagnostiker Philipp Blom hat in einem lesenswerten, informiert-tiefschürfenden kulturgeschichtlichen Essay zum hundertsten Geburtstag der Salzburger Festspiele davon gesprochen, dass es in einer Zeit, der die gemeinschaftsstiftenden, kollektiven Erzählungen abhanden gekommen sind, in der die Wachstumsökonomie ihre Grenzen längst überschritten hat, die Corona-Pandemie der vielfach abgesicherten westlichen Welt ihre Verletzlichkeit aufgezeigt hat und die eigentlich große Krise – die Klimakrise – wie ein Damoklesschwert über allem schwebt, neue Bilder für eine unabänderliche Transformation braucht. „Das Welttheater wartet auf Akteure, um eine andere Erzählung zu beginnen“, schreibt er einleitend. Denn klar ist, dass wir mitten in der Krise stehen – ob wir auf eine Katastrophe zusteuern, oder doch ein Schimmer von Katharsis sichtbar wird, ist noch völlig offen.

Ein überdimensionaler, schiefer, quasi versinkender Tisch vor einer Kirche schafft ein ambivalentes Bild. Er bietet Schutz vor Sonne und Regen, weckt vielleicht Erinnerungen an Kindheitsabenteuer, bündelt aber auch die Unsicherheit der Zeit, in der wir leben. Offenheit und Mehrdeutigkeit sind das kreative Potential eines Kunstwerkes, will es doch einen lebendig-dynamischen Rezeptionsprozess anregen. Im Blick auf die Deutung von Gesellschaft und auch des eigenen Lebens sieht die Sache anders aus: „Das Leben nicht entziffern zu können erzeugt Nervosität,“ schreibt die Theologin Annette Langner-Pitschmann im einleitenden Essay zu unserem Thema. Das Stochern im Nebel in der Corona-Krise, der Berg an Wissen über Nichtwissen und das Bewusstsein auch in Unsicherheit handeln und leben zu müssen, haben dies in den letzten Monaten schmerzlich vor Augen geführt. Immerhin haben sich aber gerade in der Phase des verunsichernden Lockdowns Solidarität, Gemeinschaftsgefühl und ein Handeln für Gefährdetere, das über ökonomische Interessen gestellt wurde, gezeigt – und dies in einer von manchen nicht mehr für möglich gehaltenen Weise. Ambiguität gilt es gerade in einer Umbruchzeit nicht zu verdrängen, sondern aktiv und mutig damit umzugehen.

Es geht für uns als Katholische Hochschulgemeinde dabei auch um den Dialog mit einem Gott, der seine Größe letztlich auch darin erweist, dass er sich nie ganz fassen lässt, dem immer auch die Zumutung des ganz Anderen anhaftet und der sich doch erfahren lässt, dem man vertrauen kann über die Grenzen des Irdischen und menschlicher Möglichkeiten hinaus.

Ein gutes Semester in außergewöhnlichen Zeiten wünscht

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

ZUMUTUNG ZUKUNFT

Gegenseitigkeiten

Haben wir noch Utopien parat?

Von Manfred Prisching (2)

Von Agnes Hobiger (3)

Gebrauchsanweisung
für Zumutungen (4)

Von Annette Langner-Pitschmann

„Ich möchte Teil einer
Jugendbewegung sein“ (8)

Johannes Mindler-Steiner im

E-Mail-Dialog mit Florian Traussnig

Wenn die Münze
auf der Kante steht (11)

Von Rainer Bucher

museum of
broken new beginnings (14)

Von Julia Knaß

„Obacht Obdach“ –
ein Ort mit Zukunftsperspektive (16)

Alois Kölbl im Gespräch mit dem

Künstler Markus Wilffing

Widerstand ist zumutbar (19)

Von Natalie Resch

Mut! Drei Schlaglichter (22)

Von Dominik Knes, Manuela Tokatli

und Jörg Wilkesmann

Homo Homini Amicus (24)

Von Julia Jochum

Einwürfe (26)

Von Matthias Grümmayer

Blumen im Abfall (27)

Von Harald Koberg

khg community (28)

Gegenseitigkeiten

Haben wir noch Utopien parat?
Von Manfred Prisching

Die großen Zukunftsvisionen und Utopien hatten die ganz andere Gesellschaft, mit den *homines novi*, im Blick. Sie scheinen erloschen. Die christliche „Religion“ schwächelt; trotz pandemiebedingter Verwerfungen sind die heranrückenden apokalyptischen Reiter und das nachfolgende Reich Gottes nicht ernsthafte Bestandteile des Gegenwartsbewusstseins. Die „Nation“ ist wenig überzeugend, ihre Stärke lässt nicht mehr stolz die Brust von Europäern schwellen; sie greift noch bei Amerikanern und Chinesen. Der „Sozialismus“ hat sich diskreditiert, als historisch zuverlässiger Produzent von Totalitarismus und Elend. „Vernunft, Aufklärung und Wissenschaft“ waren auch schon einmal mit weniger Ambivalenz konfrontiert. Die „Kunstreligion“ gibt es in Überresten. „Fortschritt und Wachstum“ scheinen eher in der Klimakrise zu ersticken. Es bleiben ein paar abgeschlankte Religionen übrig, etwa der Feminismus oder der Veganismus, die manchmal zu Gesamterklärungsmodellen für Mensch, Welt und Kosmos stilisiert werden; aber die Tragweite für die Lebenssinnstiftung scheint begrenzt.

Ansonsten geht es um Pensionssicherung, Elektroauto und Kinderimpfprogramm für Afrika. Doch die Aufbesserung der Mindestsicherung hat kein utopisches Format. Kurioserweise hat sich nach dem Akutstadium der Corona-Krise die Normalität zur Utopie transformiert, als sich nämlich in der Phase der Lockdown-Auflockerung eine Normalitätssehnsucht breitmachte, die einen ausgeprägt antiutopischen Bewusstseinszustand darstellte. Nur ansatzweise verband sich diese Sehnsucht mit dem aufkeimenden Bewusstsein davon, dass die vormalige Selbstverständlichkeit in Wahrheit den realutopischen Ausnahmezustand der luxuriösen Ecken dieser Welt repräsentierte. Konkret finden wir uns in der utopischen Schrumpfversion wieder: Wann gibt es das nächste Fußballspiel mit Publikum? Kann man im Sommer wieder nach Lignano? Drängende Fragen, in der Tat, wo doch der Entzug von Bundesliga-Massenekstase oder Mediterranaufenthalt psychische Schäden für das restliche Leben spät- und popmoderner Menschen erzeugen würde.

Die Erfahrungen der Krise, so keimte allerdings jüngst eine utopische Botschaft, hätten den Menschen bewusst gemacht, was wesentlich sei im Leben. Sie hätten erkannt, dass Solidarität und Altruismus, soziale Nähe und Nachbarschaft von ausschlaggebender Bedeutung seien. Sie hätten entschleunigt, die Oberflächlichkeit von stressigem Entertainment bewusst gemacht.

Die Post-Corona-Gesellschaft werde deshalb eine andere sein. Wird sie? Das ist Illusion. Die Glaubenskriege, die Weltkriege, die Spanische Grippe, Auschwitz – es waren ungleich gewaltigere Eindrücke, und doch hat sich am Wesen des Menschen wenig geändert.

Immer noch ziemlich verbreitet sind die „lauschigen Utopien“, die sich mit der lästigen Wirklichkeit nicht abgeben, sondern über den Wolken schweben. Man könnte ja die Armut beseitigen und die Entwicklungsländer reich werden lassen. Man könnte Atomwaffen abschaffen und die Regenwälder retten. Wie das geschehen soll, wird allerdings nicht gesagt. Eine realitätshobene Gutheit, die sich jeder Nachfrage „Wie geht das?“ verweigert. Das Paradies ist ansonsten auf das Grundeinkommen fokussiert: Da fällt die Versorgung, wenn auch bescheiden, vom Himmel wie im Schlaraffenland die gebratenen Hühner. Die Utopie bleibt „ortlos“, nicht von dieser Welt, geprägt von intellektueller Enthaltensamkeit und moralischem Enthusiasmus.

Die einzige Utopie, die bleibt, die winkt und droht, ist die digitalisierte Welt, mit allen Cyberattacken. Da werden wir menschlichen Körper und Geist elektronisch hochrüsten müssen und wissen dennoch nicht, ob wir mit den Robotern mithalten können – die sich irgendwann dazu entscheiden könnten, dass die Welt ohne diese Sapiens-Spezies besser aussieht. Aber da weiß man nicht, wo die Utopie in die Dystopie übergeht.

Manfred Prisching,
Universitätsprofessor am Institut für Soziologie der Universität Graz. Arbeitsschwerpunkte: Ideengeschichte, Zeitdiagnose, Kultursoziologie, Soziologie der Politik. Jüngstes Buch: *Bluff-Menschen*, 2019. Mitglied im Kuratorium der Katholischen Hochschulgemeinde Graz.

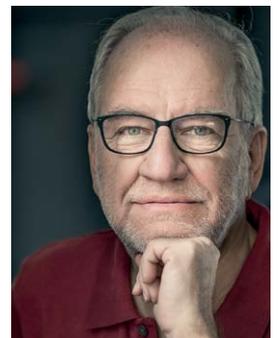


Foto: Jungwirth

Gegenseitigkeiten

Haben wir noch Utopien parat?
Von Agnes Hobiger

„*Sie ist am Horizont*“, sagt Fernando Birri.
Ich mache zwei Schritte auf sie zu, sie entfernt sich zwei Schritte.
Ich gehe zehn Schritte, und der Horizont rückt zehn Schritte von mir ab.
Und wenn ich noch so weit gehe, ich werde sie nie erreichen.
Wozu taugt die Utopie? Dazu taugt sie: damit wir gehen.“

Eduardo Galeano

„Wie geil wäre Graz ohne Autos!“ Dieser Schriftzug steht seit längerem an einer Grazer Hauswand. Ja, für viele ist es heute eine Utopie, in einer Stadt ohne Autos zu leben. Diese Utopie trifft jedoch auf eine ältere, noch aus der Zeit des Wirtschaftswunders stammende: Jede Familie sollte sich ein eigenes Auto leisten können, sollte ein eigenes Auto haben. Eine Utopie, die die Wirtschaft in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg stark angekurbelt hat. Eine mittlerweile mehr oder weniger realisierte Utopie, die jedoch auch dazu führte, dass der Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs und der Radwege immer an zweiter oder dritter Stelle, nach dem Ausbau der Autostraßen, kam. Eine Utopie, die Menschen in eine bestimmte Richtung aufbrechen ließ. Ein Kunstprojekt des Kulturjahres 2020 sollte hingegen für eine Woche die Utopie der autofreien Stadt Wirklichkeit werden lassen: für 168 Stunden wollte man sämtliche Autos in der Innenstadt aus dem öffentlichen Raum verschwinden lassen. Man stelle sich allein vor, wie viel Platz man in den schmalen Gassen im Uni- oder Herz-Jesu-Viertel hätte ... Das Kunstprojekt kam nicht zustande. Doch die Menschen demonstrieren für eine Welt, in der Klimagerechtigkeit in der Politik eine Rolle spielt. Für eine Politik, die die Pariser Klimaziele ernst nimmt und versucht, Maßnahmen dafür zu setzen. Vereine wie *Extinction Rebellion*, die berühmten *Fridays for Future* oder deren Grazer Pendant *MoVe iT* setzen sich auf vielen Ebenen für eine „enkeltaugliche“ Zukunft ein.

Eine andere alte Utopie ist jene des amerikanischen Civil Rights Movement. „All men are created equal“ heißt es in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, schon Martin Luther träumte den Traum, dass dieser hohe Grundsatz auch für Farbige gilt. Trotzdem sind wir noch lange nicht am Ziel der Verwirklichung dieser Utopie gelangt, wie die Proteste nach dem Mord an dem Schwarzen George Floyd durch die Polizei und andere Fälle von strukturellem Rassismus in den USA beweisen. Doch gleichzeitig zeigen diese Proteste auch, wie weit wir schon auf dem Weg zu dieser Utopie gegangen sind. Dass

dieser Mord auch uns in Europa so aufrüttelt, zeigt, dass wir als Gesellschaft Menschen unabhängig von ihrer Hautfarbe als Menschen betrachten. Im Gegensatz zu den ambivalenten US-Gründervätern haben wir uns also schon auf diese Idealvorstellung zu bewegt. Für ein derartiges Verständnis und Menschenbild brauchte es viele kleine Schritte und um der Wunschvorstellung noch näherzukommen, müssen weitere folgen. Man könnte sich für mehr Bildungsgerechtigkeit und eine höhere Durchlässigkeit unseres Bildungssystems einsetzen. Oder für mehr Chancengleichheit durch die Wiedereinführung einer Erbschaftssteuer in Österreich. Oder gegen Racial Profiling, unter dem Österreicher/innen mit Migrationshintergrund immer wieder zu leiden haben. Für all diese Schritte muss man kämpfen und sich einsetzen. In etablierten Parteien, in gemeinnützigen Vereinen oder bei Demonstrationen.

Als Synonyme für Utopie schlägt der Duden vor: Wunschtraum, Traumwelt, Illusion oder Fantasiereich, aber auch Spinnerei, oder Hirngespinnst. Hoffentlich sind wir in 50 Jahren ein bisschen weiser und erkennen, dass einige der heutigen Vorstellungen eher Spinnereien denn Wunschträume sind. Um uns aber in Bewegung zu setzen, brauchen wir Utopien. Zukunftsbilder, für die es sich lohnt, von der Couch aufzustehen.

Agnes Hobiger,
geb. 1993 in Graz. Sie studiert an der Karl-Franzens-Universität Chemie und Deutsch auf Lehramt. Von 2015–2018 Vorsitzende der Katholischen Hochschuljugend Österreichs.
Denken+Glauben-Redaktionsmitglied.



Foto: privat

Gebruuchsanweisung für Zumutungen

Über das Konzept der Ambiguitätstoleranz
Von Annette Langner-Pitschmann

*„Someone who confesses or professes a religious faith
is also at the same time confessing to the essential enigma of the human condition;
one has faith just because one does not know.“*

John D. Caputo

Grundsätzlich ist es wohl eher eine Typfrage, ob Menschen ihr Dasein wie der Theologe John D. Caputo als ein Rätsel auffassen oder als fraglose Tatsache. Derzeit, im Sommer 2020, allerdings scheint es möglich, dass sich in einer entsprechenden Meinungsumfrage eine steigende Zustimmung für Caputos Lesart verzeichnen ließe. Die Corona-Pandemie hat derart flächendeckend unsere Selbstverständlichkeiten ins Wanken gebracht, dass es nicht überraschen würde, wenn selbst das eine oder andere robuste Gemüt über die Selbstverständlichkeit seines sterblichen Lebens ins Staunen gekommen wäre. Jürgen Habermas hat diese kognitive wie existentielle Grenzerfahrung in einem Interview zusammengefasst: „So viel Wissen über unser Nichtwissen und über den Zwang, unter Unsicherheit handeln und leben zu müssen, gab es noch nie“.

Was bedeutet dies für unseren Umgang mit der Zukunft? Folgen wir der Wissenschaftsphilosophin Helga Nowotny, so ist die Zukunft eine „große Projektionsfläche für die kollektive Imagination“. Welche Konturen die Zukunft annimmt, hängt entscheidend davon ab, wie das Vorführgerät unserer gegenwärtigen Erfahrung beschaffen ist. Das Bild, das wir uns in diesen Monaten von der Zukunft machen, dürfte geprägt sein von dem Eindruck, dass sich unser gemeinsames Leben durch bisher gesammelte Erfahrungen und Wissensbestände nicht wirklich entziffern lässt.

Die Zumutung der Ambiguität

Das Leben nicht entziffern zu können erzeugt Nervosität. Handlungstheoretisch betrachtet rührt diese Nervosität schlicht daher, dass wir nur dann etwas Vernünftiges tun können, wenn wir uns in unserer Umgebung zumindest einigermaßen auskennen. Unser Handeln hat nur dann Aussicht auf Gelingen, wenn wir die erfolgsrelevanten

Faktoren kennen und wissen, wie es um sie bestellt ist. Die Unsicherheit, die andernfalls eintritt, kann verschiedene Formen annehmen. Von der Unsicherheit etwa, die auf einen Mangel an Information zurückgeht, lässt sich die Unsicherheit unterscheiden, die aus einer Unkenntnis eigener Präferenzen resultiert. Verunsichern können ferner Situationen, die mehrere unterschiedliche Deutungen nahelegen – und schließlich solche, die überhaupt keine Deutung nahelegen und uns vor ein großes Rätsel stellen.

Die zuletzt genannten beiden Varianten – die Mehrdeutigkeit und die Undeutlichkeit einer Situation – weisen in die Richtung des Begriffs *Ambiguität*. Dieser hat seit einigen Jahren im sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskurs eine gewisse Konjunktur und der kompetente Umgang mit Ambiguität unter dem Label der „Ambiguitätstoleranz“ gilt als probates Mittel gegen allerhand gesellschaftliche und politische Problemlagen.

Hintergrund dieser Entwicklung ist die Erfahrung, dass die globalisierte Gegenwart einerseits von einer Vielfalt wechselseitiger Abhängigkeiten, andererseits von einer Ungleichzeitigkeit disparater Lebensformen geprägt ist. Unsere linearen Erklärungsmuster scheinen an dieser Wirklichkeit abzuprallen, so dass wir – frei nach Habermas – nur noch erklären können, dass uns die Erklärungen ausgegangen sind. Die Tatsache, dass unser Wissen ansteigt, ändert daran nichts. Im Gegenteil: mit einer einprägsamen Formulierung des Soziologen Dietmar Kamper gesprochen, konfrontiert uns die Spätmoderne mit dem Phänomen, dass „das Wissen und das Nichtwissen in Parallele zunehmen“.

Angesichts dieser Ausgangslage ist es wenig überraschend, dass wir in Sachen Sinnstiftung nur noch selten Einigkeit erzielen. Selbst innerhalb einer Kultur entsteht oftmals





Markus Wilfling, „Obacht Obdach“, 2020.
Foto: Kölbl

eine Vielfalt an Lesarten gesellschaftlicher Zusammenhänge, und mit ihr eine Vielfalt an Wertesystemen. Gemäß einer gängigen Annahme gingen Menschen zu früheren Zeiten davon aus, dass ihre Deutungen der Welt in umfassenden gedanklichen Fluchtpunkten – wie „Gott“ oder „Vernunft“ – zur Übereinstimmung kommen könnten. Gegenwärtig aber herrscht der Eindruck vor, dass diese „großen Erzählungen“ ihre Plausibilität verloren haben und die teils mehrdeutigen, teils unleserlichen Verbindungen zwischen den Erfahrungen das letzte Wort behalten.

Eindeutig mehrdeutig: Ambiguitätstoleranz

Was genau bedeutet es nun, der Ambiguität unserer gegenwärtigen Erfahrungen ebenso wie unserer Zukunftsaussichten *Toleranz* entgegenzubringen? Der Islamwissenschaftler Thomas Bauer, der sich in den vergangenen Jahren intensiv mit dem Phänomen der kulturellen Ambiguität auseinandergesetzt hat, nennt unter anderem zwei Anhaltspunkte. Ambiguitätstolerante Menschen und Kulturen zeichnen sich dadurch aus, dass sie zum einen „den Vagheiten und Vieldeutigkeiten des Lebens gelassen gegenüberstehen“ und zum andern das Streben nach einer schwarzweißen Wahrheit zugunsten einer bunten Palette von Wahrscheinlichkeiten zurückstellen. Im Hinblick auf die Projektionsfläche Zukunft heißt dies: Ambiguitätstoleranz besteht darin, dass wir im Falle verschwommener Linien auf der Leinwand unserer Irritation standhalten. Und darin, dass wir nicht

ungeduldig werden, wenn niemand uns sagen kann, was hier eigentlich Sache ist, sondern uns mit einer eher vagen Vermutung über die Störungsursache zufriedengeben.

Dies klingt nach einer eindeutigen Gebrauchsanweisung für einen reifen, reflektierten und zukunftssträchtigen Umgang mit den Zumutungen unseres Daseins. Genau in dieser Eindeutigkeit aber liegt ein erstes Problem. Kommt das Plädoyer für Ambiguitätstoleranz nämlich mit einem klaren Anspruch auf allgemeine Geltung daher, widerspricht es der Mehrdeutigkeitsfreude, für die es eintritt. Wer dazu aufruft, vage Situationen nicht zwanghaft auf klare Formeln zu bringen, der muss seinerseits das Unbehagen aushalten können, für seine Überzeugung keine klare Zustimmung zu erhalten.

Ein zweites Problem der Verpflichtung auf Ambiguitätstoleranz zeigt sich in Situationen mit hohem Handlungsdruck. Vorhin war bereits die Rede davon, dass die Nervosität, die uns angesichts verschwommener Situationen überfällt, nicht einfach als neurotische Symptomatik abgetan werden kann. Diese Nervosität nämlich erfüllt einen auch evolutionstheoretisch sinnvollen Zweck, indem sie uns veranlasst, bei Bedarf belastbare Handlungsvoraussetzungen zu schaffen. Im Falle eines Kunstwerks, so beschreibt dies Umberto Eco, ist Uneindeutigkeit die Voraussetzung für die lustvolle Spannung der Betrachterin. Im Falle eines Verkehrszeichens dagegen ist Uneindeutigkeit die potenzielle Ursache schwerer Unfälle.

Ambiguitätstoleranz kann also kein eindeutiges Allheilmittel zur Bewältigung komplexer Aussichten sein. Sie ist selbst mehrdeutig bzw. ambig. Es gilt daher erstens, immer wieder neu den feinen Unterschied zu treffen zwischen solchen Aspekten des Lebens, die Ambiguitätstoleranz erlauben oder gar fordern – und solchen, in denen stattdessen klare Stellungnahmen und unmissverständliche Appelle gefragt sind. Dies allerdings bedeutet zweitens, dass ambiguitätstolerante Menschen nicht so einfach zur Ruhe kommen. Ihre Haltung ist vielmehr geprägt durch eine kontinuierliche Spannung zwischen der punktuellen Notwendigkeit, sich eindeutig zu positionieren und dem prinzipiellen Anspruch, gewaltsame Vereindeutigungen zu vermeiden.

Denken. Und Glauben?

Was aber kann der christliche Glaube zu einem klugen Umgang mit mehrdeutigen oder unklaren Situationen beitragen? Welche Rolle spielen religiöse Einstellungen, wenn wir die Gegenwart auf die Zukunft projizieren und dabei nur unscharfe Bilder erzielen?

Der historische Befund ist seinerseits keineswegs einheitlich. Einerseits hat sich die Theologie häufig zur Rolle der Technikerin aufgeschwungen, welche die Linse des

Projektors scharf stellt und ein gestochen scharfes Bild der Zukunft auf der Wand erscheinen lässt. Denken wir etwa an die älteren Entwürfe der Eschatologie als der „Lehre von den letzten Dingen“, so finden wir äußerst klar umrissene Konturen unserer Zukunft – wobei die Prognosen bei unserem Tod nicht Halt machen, sondern überhaupt erst so richtig losgehen. Und selbst die gegenwärtige Lehre und Verkündigung lässt einen bisweilen staunen, wie präzise manche Theologinnen und Theologen offenbar dem lieben Gott bei seiner Arbeit über die Schulter schauen dürfen.

Nicht nur auf dieser Ebene der inhaltlichen Festlegungen, sondern auch auf der Ebene der Verfahren hat sich die Theologie wiederholt als Meisterin der Vereindeutigung hervorgetan. Weit oben auf der Liste steht dabei die Unterscheidung zwischen Orthodoxie und Häresie, mit der Undeutlichkeiten im Gottesbild zugunsten einer klaren Darstellung beseitigt wurden (und werden). Wie geht das genau: Gott und Mensch zugleich zu sein? Wie sieht das aus: Als ein Gott in drei Personen zu existieren? Fragen dieser Art hat bereits die frühe Kirche in der Regel dadurch gelöst, dass sie die vielfältigen Deutungen des nicht gerade mathematisch konzisen biblischen Befunds auf die eine rechtläubige Lehre reduziert hat.

Diesem inhaltlichen und formalen Anspruch auf eindeutige Klarheit steht jedoch eine ganz andere Seite des christlichen Glaubens gegenüber. Von Gott zu sprechen bedeutet, von einer Wirklichkeit zu sprechen, die unsere Vereindeutigungen per Definition unterläuft. Gott wäre nicht „Gott“, ließe er sich durch unsere Begriffe und Unterscheidungen abschließend darstellen. Wer von Gott spricht tut dies prinzipiell im Modus der Annäherung. Wer dies bestreitet, beraubt den Gottesgedanken seiner Pointe.

Unruhe und Differenzierung

In diesem Sinne ist der Glaube, wie Caputo schreibt, ans Nichtwissen gebunden. Für das religiöse Bewusstsein ist das Wissen um das eigene Nichtwissen immer schon Alltag. „Weil alles, was gewusst wird, besser und vollkommener gewusst werden kann, wird nichts so gewusst, wie es wissbar ist“, weiß etwa schon Nikolaus von Kues im 15. Jahrhundert. Weniger verkopft dichtet es Johannes von Kreuz ein Jahrhundert später: „Je mehr sich die Seele in Höhen verfängt/je minderes Wissen wird ihr gewährt.“ Dass diese Parallelität von Wissen und Nichtwissen zu Ambiguitäten führen kann, und dass diese Ambiguitäten sich bisweilen nur unter großen existenziellen Spannungen aushalten lassen – davon zeugen viele Texte aus der Geschichte der Spiritualität und der Theologie. Diese Facette der Ambiguitätstoleranz lässt sich im religiösen Glauben also womöglich einüben.

Unscharfe Bilder. Wie wir einer ungewissen Zukunft begegnen können.

Impulsvortrag

von **Prof.ⁱⁿ Annette Langner-Pitschmann**

und *Diskussion* zum QL-Jahresthema

ZUMUTUNG ZUKUNFT

In Kooperation mit der KHG Community

DO 15. OKT, 19:00

QL-Saal, Leechgasse 24

Und auch der andere vorhin genannte Aspekt – die Sensibilität dafür, wann Mehrdeutigkeiten das letzte Wort haben und wann Klarheit gefragt ist – lässt sich auf dem Feld des Glaubens erproben. So lässt sich die Unterscheidung zwischen richtig und falsch nicht pauschal als klein-karierte Disposition von Inquisitoren beiseite wischen. Wenn sich etwa der amerikanische Präsident mit Tränengas einen Weg durch die *Black Lives Matter*-Bewegung bahnt, um dann mit der Bibel in der Hand zu posieren, hilft der Verweis auf die Unergründlichkeit Gottes für die Bewertung nicht weiter. Die Unterscheidung der Geister zählt in solchen Urteilsbildungsprozessen – und übrigens weit darüber hinaus – zum Kerngeschäft des Glaubens und der Theologie. Nicht selten ist diese sorgsame Unterscheidung dabei auch eine Frage des persönlichen Mutes.

Sich zu Gott zu verhalten – im Bekenntnis, im Zweifel, in der Theologie – geht also mit der Zumutung einer ständigen Differenzierung und einer bleibenden Unruhe einher. Selbstverständlich ist es immer mit Vorbehalt zu versehen, wenn religiöse Einstellungen als Ressource für gesellschaftliche Anliegen gebraucht werden. In der entsprechenden Bescheidenheit lässt sich aber durchaus darüber nachdenken, ob der Umgang mit der *Zumutung Glaube* für die Bewältigung der *Zumutung Zukunft* nicht doch die eine oder andere Stärkung bereithält.

Annette Langner-Pitschmann, geb. 1976 in Freiburg/Deutschland, studierte Violoncello und Katholische Theologie in Frankfurt/Main, München und Oxford; 2014 Promotion im Fach Religionsphilosophie. Sie arbeitete u.a. bei der Deutschen Lufthansa in Frankfurt und beim Institut für soziale und ethische Fragen in Salzburg. Seit Juni 2020 ist sie ist Tenure-Track-Professorin für Theologie in globalisierter Gegenwart an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.



Foto: Zauritz

„Ich möchte Teil einer Jugendbewegung sein“

Johannes Mindler-Steiner im E-Mail-Dialog mit Florian Traussnig



Open Stage im PARADISE L. Foto: de Meulenaere

Von: Johannes Mindler-Steiner (Afro-Asiatisches Institut Graz/AAI)

Gesendet: Donnerstag, 14. Mai 2020 13:50

An: Florian Traussnig (Katholische Hochschulgemeinde Graz)

Betreff: ZUMUTUNG ZUKUNFT – ein digitales Gespräch für Denken+Glauben

Ich hoffe, es ist für Dich keine Zumutung, Florian, wenn ich jetzt dieses Gespräch einfach mal so, via E-Mail beginne. Ich weiß, Du hast nach den vielen – durch den Corona-Lockdown bedingten – digitalen Konferenzen und dem stets zur Verfügung stehenden Informationsfluss genug davon, wie so viele. Ein Treffen vor Ort, Berührungen, weniger Abstand, wäre wieder schön. Vor allem in einem Haus, welches von Begegnung und direkter Kommunikation, Austausch aus erster Hand lebt – mit allen Sinnen. Denn nur so können wir hautnahes (da ist es schon wieder) Erleben schaffen und damit auch Verständnis. Aber auch das war und ist für viele eine Zumutung. Irgendwie funktioniere ich auch schon in meiner Arbeitsweise digital, wobei ich Papier liebe! Wer hätte vor 30 oder noch vor 20 Jahren jemals gedacht, was alles möglich und vor allem technisch möglich sein würde? Hat unser Handy in der Hose nicht mehr Rechenleistung als der Computer bei der ersten Apollo-Mission? Nicht lange her und ich habe mit Bewerbern für das AAI-Heim aus Pakistan gekypt, einfach so. Das ist schon unvorstellbar irgendwie. Und dann denke ich mir andererseits: in der Arbeitswelt, aber auch so im alltäglichen Leben muss man immer mehr technisch fit sein, darf nicht den Anschluss verlieren ... das ist für viele Menschen schon eine Zumutung – wie wird es erst in Zukunft sein? Wie, wenn wir beide alt werden?

Von: Florian Traussnig

Gesendet: Montag, 18. Mai 2020 12:19

Dir via E-Mail zu antworten, Johannes, das ist keine allzu arge Zumutung für mich. Ich bin hier Pragmatiker. Solange ich zum Ausgleich nur genug echte Bücher in die Hand bekomme, kann ich damit leben, dass ich (noch) öfter vor den Laptop gespannt werde! Was mich – Du hast es schon angesprochen – angesichts der Corona-Pandemie aber fasziniert hat, ist die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Einerseits gab es im Frühjahr, befeuert durch den solidarischen Gestus der ersten Quarantänitage, in der Gesellschaft einen irrsinnigen Drang nach dem entschleunigten „Zurück“: mehr im Grünen spazieren, Lesen, Gärtnern. Ziemlich „analog“, ziemlich soft und natürlich auch unglaublich romantisiert. Andererseits technisieren und digitalisieren wir uns gerade radikal und seit dem pandemischen *Bang* durchdringt und durchlöchert die daten- und wachstumsgetriebene Moderne unser Leben mehr als je zuvor:

so weiß Deine via *Zoom*-Videokonferenz zugeschaltete Arbeitskollegin auf einmal, wie Dein privatester Rückzugsort aussieht, Sie weiß, ob Du Dein Zimmer aufräumst, ob Du Haustiere hast usw.; und auch der wenig nachhaltige, internationale Online-Versandhandel machte absurde Profite, weil er den Menschen im Lockdown-Modus allerlei Tand ins Haus schickt – alles für die Wirtschaft, alles fürs Wachstum? Diese Vorstellung ist für mich schon eine Zumutung, das gebe ich zu. Doch auch die Idealisierung des vormodernen, ach so analogen Gestern – die oft mit Nationalismus, Kulturpessimismus und Mutlosigkeit in Bezug auf die Gestaltbarkeit unserer morgigen Welt einhergeht, ist nicht unproblematisch. Zurückkommend auf Deine Frage: Wie geht es weiter? Ich denke wir sind gefordert, die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen gut auszutarieren, einen Mittelweg zu finden. Unser letztes *Denken+Glauben* hieß TECHNO-BIOTOPE: das Digitale, Technische und Wirtschaftliche so mit dem Lebendigen und Geistigen zusammenspannen, dass wir in diesen krassen Zeiten ein balancierteres Leben führen können – das wäre ein Weg, den ich beschreiten will.

Von: Johannes Mindler-Steiner

Gesendet: Mittwoch, 10. Juni 2020 17:23

Ich muss Dir leider Recht geben, Florian. Das Rad der Zeit in eine vormoderne Gesellschaft zurückzudrehen, würde auch bedeuten, Errungenschaften zu verlieren, für die viele Menschen, welche ihr Dasein unter den vorgegebenen Bedingungen als eine Zumutung empfanden und sich dagegen stemmten, vor dem Ablauf ihrer biologischen Zeit gestorben sind. Technisch gesehen wäre es, sollten wir den Ruf „Zurück auf die Bäume“ folgen, dann auch nicht mehr möglich, dass Menschen z. B. ein Mittel gegen Corona und andere Scheußlichkeiten in Laboren suchen und finden werden können. Das alles sind Errungenschaften und Kraftanstrengungen, von denen wir oder zumindest ein Teil der Menschheit profitierten bzw. noch profitieren werden. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen ist und war auch ohne das Virus, welches in seinen vielfältigen und noch nicht abzusehenden Auswirkungen nur symptomatisch ist, stets da. Besonders am Afro-Asiatischen Institut mit seinen globalen oder besser *glokalen* Fragestellungen ist dies immer präsent. Natürlich gibt es auch Entwicklungen, die Mut machen, aber die Gretchenfrage bleibt: Wie schaffen wir nur den von Dir angesprochenen Mittelweg, wie schaffen wir nur, die Welt mit Mut so zu gestalten, dass alle zufrieden sein könnten – und ich nehme hier bewusst den Konjunktiv. In seinen auch gegenüber Religionen kritischen, aber lesenswerten Büchern *Homo Deus* und im Vorgängerwerk *Eine kurze Geschichte der Menschheit* stellt der Universalhistoriker Yuval Noah Harari als letzte Schwelle des Menschen die Überwindung der Sterblichkeit in Aussicht – doch für welche Individuen (nur für Superreiche, für hochrangige Politiker, Künstler/innen, Wissenschaftler/innen?), in welcher Form (Cyborgs, als künstliche Intelligenz irgendwo im digitalen Äther abgespeichert?) und um welchen Preis? Letztlich sieht aber auch er im Streben, diese scheinbar letzte Barriere des Menschseins zu durchbrechen, nur die Möglichkeit, (s)ein Dasein zusätzlich zu prolongieren, wohlgerne für einige wenige, die es sich leisten könnten. Doch bedeutet nicht Mensch sein auch die Endlichkeit des Daseins? Ist es die Angst vor dem Tod, vor der nicht planbaren Zukunft, welche den Menschen antreibt und auf seinesgleichen vergessen lässt? Ist es die Gier, wie jene der Konquistadoren nach mehr Gold und Ruhm? Oder sind es der Mut und die Zuversicht, die uns antreiben? Wie egoistisch, oder andersherum, wie solidarisch (mit den Menschen von heute, oder mit den zukünftigen Generationen) sind wir, wie weit können und wollen wir mit unseren Handlungen – mit all ihren komplexen Auswirkungen – in die Zukunft schauen? Während die Corona-Pandemie längst nicht überwunden ist und Menschen sterben, wird für Gleichberechtigung und für Klimagerechtigkeit und Biodiversität auf die Straße gegangen. Es ist die Jugend, welche sich hier (wieder einmal) formiert und mobilisiert, was in Zeiten von Corona nicht von allen goutiert wird. So höre ich: „Welche Opfer mussten wir bringen für Covid-19! Immerhin sehen diese Aktivistinnen und Aktivistinnen – hoffentlich unter Einhaltung der Sicherheitsvorschriften – die vorausgesagte Zukunft klarer, möchten mit Mut eine andere gestalten.“

Von: Florian Traussnig

Gesendet: Montag, 15. Juni 2020 15:38

Ich mag den Zweifel, der sich im Geäst Deiner Gedanken eingenistet hat! *Glauben wir an unsere Zukunft?* titelte unser Heft im Rahmen des 800jährigen Diözesanubiläums im Jahr 2018. Diese Frage ist aktueller denn je. Denn gerade in Zeiten von Corona sind wir epistemologisch gesprochen eher Suchende als Wissende. Dieses Nichtwissen kann auch etwas Beruhigendes haben, wie der Pastoraltheologe András Maté-Tóth angesichts der Klimakrise formuliert hat: Wir suchen, tasten nach Lösungen, ja, aber wir hinterfragen uns dabei, gleiten nicht in Verschwörungstheorien oder falsche szientistische Sicherheiten ab. Wenn man diesen ehrlichen Zweifel als Korrektiv im Hinterkopf hat, kann man sich den gewaltigen sozialen und ökologischen Herausforderungen unserer Tage mit einem utopischen Drive stellen, der nicht Ideen verabsolutiert, sondern reflexiv gebrochen ist.

Von: Johannes Mindler-Steiner

Gesendet: Dienstag, 16. Juni 2020 09:04

Der Alltag hat uns wieder und mir kommt vor, er ist noch präsenter als vor dem Lockdown. Gewiss, in letzter Zeit habe ich öfter gehört, dass der Lockdown eigentlich nicht so schlecht war und man nun alles anders sehe, die Zeit für nachhaltige Veränderung jetzt da wäre und diese auch implementiert werden wird. Doch das stimmt nicht. Nichts wird sich ändern oder zumindest nicht so viel, dass eine Utopie im besten Sinne möglich sein wird. Da bin ich gelernter Österreicher – vom Prinzip her Pessimist. Gerne lasse ich mich aber überraschen, nur allzu gerne.

Von: Florian Traussnig

Gesendet: Dienstag, 16. Juni 2020 13:03

Lieber Johannes, das sehe ich anders. Eine miraculöse, weltverbessernde Transformation unseres Lebensmodells wird es wohl nicht geben, aber einem „Bleibt eh alles gleich, oder wird sogar schlimmer“ kann ich mich nicht nur persönlich, sondern auch analytisch nicht anschließen. So erfuhr ich gestern im Radio mit Erstaunen, dass aufgrund der Corona-Maßnahmen der lokale (Online-) Handel im engen Feld der Literatur gegenüber dem oben erwähnten Online-Multi sogar Boden wettgemacht hat. Und dass unsere Regierung zarte Ansätze zeigt, den ökonomischen „Wiederaufbau“ (ein absurdes Wort) mit ökologischen Innovationen zu verschneiden. Nein, ich glaube nicht, dass neue Ideen und Bewegungen wenig Chance haben, das System und die Gesellschaft zu ändern oder gar zu verbessern. Gewiss, als gelernter Historiker muss ich einräumen, dass jenen, die behaupten, die perfekte Ideologie ersonnen und die ideale Gesellschaftsform realisiert zu haben, nicht zu trauen ist. Wenn man Utopien radikal durchdekliniert und absolut setzt, dann endet das im Totalitarismus. Ich gebe hier Karl Popper, Ágnes Heller und Manfred Prisching, der sich in diesem Heft an Utopien aller Art pointiert abarbeitet, recht. Doch hat das utopisch-emanzipatorische Denken wirklich immer versagt? Wendet sich nichts zum Besseren? Gibt es nur Trump, brennenden Regenwald und *Hate Speech* im Netz? Das finde ich nicht. Hat es in den letzten 150 Jahren nicht auch „Mutaubrüche“ und zäh errungene, aber beeindruckende Etappensiege für ein humaneres Leben gegeben? Blickt man auf die Geschichte des Wahlrechts oder der Emanzipationsbestrebungen der „LGBTQ“-Bewegung – gerade dieser Tage hat der (übrigens konservativ dominierte) Oberste Gerichtshof in den USA eine Grundsatzentscheidung zugunsten dieser Gruppe getroffen –, so kann man nicht behaupten, dass sich Gesellschaften und Politiken nicht zum Positiven verändern lassen. Gerade habe ich gelesen, dass nur 5% der Bevölkerung eines (demokratischen) Staats auf die Straße gehen müssen, um strukturelle Veränderungen zu erzwingen. Die Segregation wurde aufgrund des öffentlichen Drucks der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung etwa abgeschafft (auch wenn rassistische Denkmuster, das zeigt sich im Jahr 2020, nicht via Gesetz verunmöglicht werden können). Ich bin überzeugt, dass wir uns als Katholische Hochschulgemeinde und Afro-Asiatisches Institut der Suche nach dem Morgen mit wachem, humanistischem Blick stellen müssen. Da schlägt schon allein der christliche Aspekt der Hoffnung mit durch. Es bleibt mir kraft meiner Funktion als mit jungen Leuten arbeitender Bildungsreferent ja am Ende nichts anderes übrig, als den *Mut aus der Zumutung* herauszuschälen!

Von: Johannes Mindler-Steiner

Gesendet: Dienstag, 16. Juni 2020 14:22

Lieber Florian, danke für das Relativieren meiner Aussage. Das Obige kann ich schon mit nasser Tinte unterschreiben. *Ich möchte Teil einer Jugendbewegung* sein singt die Band Tocotronic so schön, das hat schon was. Aber, vielleicht erklärt sich mein Zweckpessimismus, sofern es einen gibt, einfach daraus, dass es mir zu langsam geht – diese Transformation der Menschheit auf ihrer Heimat Erde, während sich im technischen Sektor doch so vieles tut und uns das Leben früher oder später auf die geplante Obsoleszenz zurückwirft. Hat nicht schon ein Hans Carl von Carlowitz zu Beginn des 18. Jahrhunderts nachhaltiges Agieren als Handlungsmaxime für den Forst beschrieben? Wann hat der *Club of Rome* die „Grenzen des Wachstums“ wissenschaftlich argumentiert und aufgerüttelt, wann hat Josef Riegler das Prinzip der Ökosozialen Marktwirtschaft politisch ausformuliert? Warum „feiern“ wir dann alljährlich früher den „Welterschöpfungstag“? Warum sind die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte und davon abgeleitete Dokumente zahnlose Papiertiger? Warum glauben Menschen, dass Ausbeuten, Morden und Töten gerecht ist? Es geht mir einfach *zu* langsam, es stehen dringende Entscheidungen an, die Mut erfordern aber notwendig sind. Aber eben all das sind Dinge, die wir im Haus und bei uns im „Afro“ thematisieren.

Von: Florian Traussnig

Gesendet: Mittwoch, 17. Juni 2020 08:02

Ja eh! Gleichzeitig schiebe ich ein „Ja, aber ...“ nach: Menschlich und programmatisch gesehen will ich aller berechtigten historischen und wissenschaftlichen Skepsis zum Trotz Zukunft mit Hoffnung verbinden. Wenn der sympathisch zerknautschte Erfinder Doc Brown im Film *Zurück in die Zukunft* seinem Kompagnon Marty ein hektisches „Wir müssen zurück in die Zukunft, es ist etwas mit euren Kindern!“ zuruft, dann hat er Recht. Nicht nur die Menschheitsaufgabe Corona gehört bewältigt, auch die ökologische Frage, die Frage der sozialen Gerechtigkeit und die Frage nach der Rolle der Religion in unserer Gesellschaft gehören für ein Gelingen dieser Zukunft adressiert. Schon allein wegen der über 200 jungen Menschen, die bei uns im Quartier Leech leben. *The future is here to stay* ... Arbeiten wir daran, arbeiten wir uns daran ab, spinnen wir Ideen, streiten wir darüber, wenn's sein muss.

Von: Johannes Mindler-Steiner

Gesendet: Mittwoch, 17. Juni 2020 09:00

Damit hast Du indirekt einen meiner Lieblingsätze zitiert, den ich in den Studierenden aus aller Welt hier im Haus verwirklicht sehe: „Brain is easier to move than money“. Und Du hast mir auch gleich die Schlusspointe überlassen: Spinnen wir gemeinsam, niemand hindert uns daran, die Zukunft frei zu denken und so knautschige, leicht verkorkste Typen, deren Visionen Realität werden können, sind doch echte Sympathieträger ;-)

Wenn die Münze auf der Kante steht

Überlegungen zum Impact der Corona-Krise
Von Rainer Bucher



Rainer Bucher (m.) in der Diskussion „Zeitenwende?“. Foto: Kölbl

Die Welt vor und nach Corona

Die Welt nach Corona wird sich voraussichtlich nicht wesentlich von der Welt vor Corona unterscheiden. Gesellschaften sind träge und sie ändern sich nur sehr selten abrupt. Sie tun es, wenn technologische Entwicklungen sie dazu zwingen, oder weil tragende Prinzipien zusammenbrechen. Als etwa 1755 ausgerechnet an Allerheiligen ein Erdbeben Lissabon zerstörte und nur das Rotlichtviertel überlebt hat, da wurde die verbreitete religiöse Logik „Den guten Menschen geht es gut und den Sündern geht es schlecht“ plötzlich unplausibel. Die Theodizee-Diskussion

brach auf: Warum lässt der gute und allmächtige Gott das zu? Das bewirkte langfristig einen kognitiven Systembruch. Auch 1968 brach eine Struktur zusammen, als sich viele Jüngere bewusst wurden, dass ihre Eltern im Nationalsozialismus tiefer verstrickt waren, als innerfamiliär zugegeben. Das Versagen wurde benannt und Neues begann.

Soweit man bisher sehen kann, hat in der Coronakrise niemand fundamental versagt. Also gibt es keinen Grund, wirklich etwas grundlegend zu ändern. Aber solche Krisen haben diagnostischen Wert und sie wirken bisweilen als Katalysatoren bestehender Entwicklungen. Diagnostisch

zeigt sich gerade nach dem Lockdown, wo soziale Brennpunkte außerhalb bisheriger Aufmerksamkeit sind, katalysatorisch wirkt Corona sicher in Richtung alltäglicher Digitalisierung. Eines ist aber natürlich wirklich ganz neu: Die Erfahrung, dass man eine Gesellschaft ziemlich rapide stillstellen kann. Was diese Erfahrung bedeutet, das wissen wir noch nicht; außer, dass man die Pastormalmacht des Staates, also seine Fähigkeit protektiv zu bewachen und zu überwachen nicht unterschätzen sollte – angesichts der neuesten technologischen Möglichkeiten schon gar nicht.

Spannend sind auch die Konsequenzen, die das Individuum aus der völlig unerwarteten Erfahrung einer mehrmonatigen Klausur für sich ziehen kann. Die Erfahrung der Entschleunigung, des reduzierten Aktivismus und Konsums, einer neuen Tagesstruktur, überhaupt einer plötzlich notwendigen und daher möglichen Verhaltensänderung unter latenter Bedrohung: Das ist das Neue. Klassisch asketische Prinzipien wie Ordnung, Reduktion, regelmäßige Bewegung, Reflexion und Gelassenheit erhielten neue Plausibilität. Zumindest auf der individuellen Ebene also eröffneten sich durchaus Chancen, sein Leben positiv zu verändern.

Der zivilisatorische Grundkonsens hält

Zu Beginn der Corona-Quarantäne entwickelte sich durch die gemeinsame Bedrohung ein starkes Wir-Gefühl und das durchaus zu Recht. Als Mitte März dieses Jahres plötzlich der Schock einer völlig unerwarteten Situation über uns kam, war dieses Wir-Gefühl sinnvoll, weil es notwendig ist, auf solche Gefahrenschocks in einer abgestimmten, konsistenten Weise zu reagieren. Jetzt, nach dem Lockdown, schwindet dieses Wir-Gefühl und geht in die konfliktreiche Vielstimmigkeit einer pluralen Gesellschaft über. Das ist nur gut. Denn wenn ein starkes, homogenisierendes Wir-Gefühl herrscht, obwohl es nicht wirklich überlebensnotwendig ist, wenn Meinungsstreit und Pluralität also suspendiert sind und sich die Vielfalt der Gesellschaft kaum mehr Raum verschaffen kann, dann befinden wir uns auf dem Weg in eine totalitäre Gesellschaft.

Vielstimmige, sich streitende Demokratien erweisen sich in der Pandemiekrise als offenkundig problemlösungskompetenter und handlungsfähiger als etwa (semi-)totalitäre Staaten wie China oder die Türkei. Demokratische Gesellschaften erzielen eindeutig die besseren Ergebnisse, vor allem, weil sie die Umweltwahrnehmung nicht verengen und die Reaktionsoptionen offen diskutieren. Besonders dankbar kann man sein, dass in Österreich und Deutschland der zivilisatorische Grundkonsens gehalten hat. Es wurde eine demokratisch-menschenrechtsbasierte Politik zum Schutz des und der Einzelnen praktiziert. Man hat keinem utilitaristischen Kalkül nachgegeben. Das war und ist nicht überall auf der Welt so.

Eine Krise tritt ein, wenn ein System spürt, dass es nicht mehr die Mittel hat, den eigenen Bestand zu sichern. Meine Generation, geschweige denn die nachfolgenden Generationen, ist nicht wirklich krisengeschult, weil unsere Existenz im Wesentlichen immer gesichert war. Letztlich ging es bislang immer nur um Finetuning-Maßnahmen einer im Ganzen funktionierenden Gesellschaft. Aber es deuten sich größere Herausforderungen an. Das ökologische Problem etwa, vor allem die globale Klimakrise, in der man noch nicht wirklich einen wirksamen politischen Mechanismus in Bezug auf das Bewusstsein und die Strukturen gefunden hat, sie wird jene Krise sein, an der spätestens die jetzt heranwachsende Generation sich politisch bewähren muss.

So sehr auch jeder Einzelne sich Rechenschaft geben muss, für die gesellschaftliche Entwicklung hilft es nicht, zu moralisieren. Für die Lösung fundamentaler gesellschaftlicher Probleme braucht es neue Regelungsrahmen und neue Strukturen. Das kollektive Shutdown-Erleben kann man vielleicht als eine erste Vorahnung der notwendigen Umkehr begreifen, eine Vorahnung von etwas Prozessuellem, das notwendig sein wird, wenn wir die Herausforderung des Klimawandels bestehen wollen – ohne in eine Öko-Diktatur abzurutschen und unsere freiheitliche Gesellschaft zu gefährden.

Die Kirche und die Pandemie

Jene Kirche, für die Bischof Krautwaschl und auch die Katholische Hochschulgemeinde stehen und für die auch ich als Theologe stehe, hat über lange Jahrhunderte die Lebensführung der Menschen bestimmt. Für Seuchen hatte sie spezifische Erklärungs- und Plausibilitätsmuster parat, von denen wir uns heute Gott sei Dank distanzieren – von der „Strafe Gottes“ spricht bis auf randständige kirchliche Gruppen niemand mehr. Sicher: Es gibt in unserer Gesellschaft spezifische Maßlosigkeitsstrukturen mit höchst bedenklichen ökologischen Folgen. Es ist theologisch aber nicht erlaubt, diese Pandemie als Strafe zu definieren, als Strafe Gottes sowieso nicht, denn dann würde man Gott nach dem Bild eines rachsüchtigen Menschen denken, aber auch nicht als Strafe oder auch nur Konsequenz für unser ökologisches oder sonstiges Fehlverhalten. Letzteres wäre nur möglich, wenn man konkrete Kausalzusammenhänge nachweisen könnte.

Kirche bestimmt das Leben der Menschen, auch der Gläubigen, schon länger nicht mehr, auch nicht die Deutungshorizonte solcher Ereignisse. Das zeigte sich etwa auch, als im Corona-Lockdown einer der zentralen Orte der noch verbliebenen Sichtbarkeit kirchlicher Existenz, der Gottesdienst, wegfiel. Was schon länger gilt, wurde unmittelbar sichtbar: Unsere Kunden bestimmen, was sie von uns wollen. Wissenschaftlich ist das höchst interessant,



Foto: Kölbl

für die kirchliche Leitung bedeutet es natürlich Stress. Als katholische Kirche leiden wir zusätzlich unter einigen manifesten Glaubwürdigkeitsdefiziten: unter unserem merkwürdigen Umgang mit der Geschlechterdifferenz, unter dem Verrat christlicher und menschenrechtlicher Basics im Missbrauchsskandal sowie unter der absolutistischen kirchlichen Rechtsstruktur, die nicht mehr plausibel ist. Wir sind nicht auf der Höhe der Zeit und das macht uns leider auch dort, wo das kirchliche Votum notwendig und hilfreich wäre, unglaubwürdig. Das ist natürlich im gewissen Sinne undifferenziert gesehen, aber Realität.

Realismus, Solidarität und Gottvertrauen

Die von prominenten Zukunftsforschern in den ersten Wochen der Pandemie artikulierten Utopien über eine angeblich bevorstehende Wiederentdeckung von Solidarität, über freundlichere Nachbarn und eine neuere, bessere Weltwirtschaft sind genau das: Utopien. Das Christentum ist da realistischer. Der zentrale Zugang von Christinnen und Christen zur eigenen und der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist der Realismus. Die Welt ist, so wie sie ist, und sie ist theologisch gesprochen eine gefallene Welt. Das Christentum stellt die *Münze auf die Kante*. Es sagt

weder, wir seien hoffnungslos verdorbene Individuen und dem Bösen verfallen, noch, wir seien gute Menschen und eigentlich verführe uns nur irgendein Demiurg oder die Gesellschaft oder irgendwer anderes zum Bösen. Wir existieren individuell und als Gesellschaft genau in der Balance von Gut und Böse und die kann kippen und zwar letztlich in jeder Sekunde. Wir haben im 20. Jahrhundert erlebt, dass Gesellschaften von heute auf morgen in unendliche Grausamkeiten abstürzen können, aber auch, dass sie sich daraus wieder emporarbeiten können, so in Österreich, so in Deutschland.

Die zweite Option des Christentums im Zugang auf Mensch und Gesellschaft ist Jesu Primat der Nächstenliebe, sowohl im Sinne individueller Barmherzigkeit als auch gesellschaftlicher Gerechtigkeit. In letzterem Feld sind die Kirchen gefordert, ein prophetisches, kritisches und perspektivisches Wort gegen viele Entwicklungen des Neoliberalismus zu sagen. Papst Franziskus ist hier ein Vorbild, auch indem er eine kraftvolle Sprache wählt. Unsere Kirche kann der gesellschaftlichen Entwicklung nicht einfach mit distanziertem Wohlgefallen zuschauen – dafür passiert zu viel Ungerechtigkeit in der Welt. Das gilt für alle Ebenen der Kirche.

Die dritte, leider nicht ganz leicht zu realisierende Option ist ein bestimmtes Grundvertrauen in die eigene Kraft und Stärke, mit Problemen fertig zu werden. Christlich gesprochen ist das ein Gottvertrauen, und zwar gerade im Wissen, dass Gesellschaft und Individuum störanfällig und verletzlich sind – sowohl im Bereich des Naturalen wie des Moralischen. Dieses Gottvertrauen ist notwendig und zugleich eine Gnade.

Hinweis der Redaktion: Anlässlich der Frage, ob die Corona-Pandemie eine „Zeitenwende“ für Gesellschaft, Wirtschaft und Kirche impliziere, lud Bischof Wilhelm Krautwaschl die Studentin Angela Kogler, den Soziologen Manfred Prisching und den Pastoraltheologen Rainer Bucher ins Grazer Priesterseminar. Die von Claudia Giggler moderierte und am 1. Mai 2020 online ausgestrahlte Diskussion ist auf khg-graz.at unter *Bildung+Kultur/Veranstaltungen* abrufbar. In diesem Text greift Rainer Bucher seine damaligen Beiträge auf und führt sie auf aktuellem Stand weiter.

Siehe zu diesem Thema bzw. der Veranstaltung auch die Beiträge von Manfred Prisching auf S. 2 und Florian Traussnig auf S. 31 in diesem Heft.

Rainer Bucher, seit 2000 Leiter des Instituts für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie der Universität Graz. Studium in Freiburg/Breisgau und Würzburg, dort 1986 fundamentaltheologische Promotion, anschließend bis 1990 Akademischer Rat im Fach Kirchengeschichte an der Universität Bamberg, 1990–1999 Referent bei der Bischöflichen Studienförderung Cusanuswerk, Bonn.



Foto: Furgler

museum of broken new beginnings

Julia Knaß

In allen Stunden ohne uns sind wir
gefangen schickst du mir Bilder
als Symbole des Verfehlens
verlaufen unsere Tage

Ich kann den Sand auf meiner Zunge
fühlen schreibe ich niemals auf
die Kalender verstrichene Tage
in denen wir eine Zeit sind

Suchen wir uns einen Anfang
über uns und enden im Text
kann ich nur müde lächeln
wenn du mich wiederholst

Julia Knaß,

geb. 1988, lebt in Graz. Schreibt am liebsten im Internet (www.abwesenheitsnotizen.at).

Mitgründerin des Literaturheftes *mischen*.

Autorin für den Blog des Herzstückverlages *Downbyberlin*.



„Obacht Obdach“ – ein Ort mit Zukunftsperspektive

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Markus Wilfling

„Die Gesellschaft muss sich mehr öffnen“, sagt Markus Wilfling. Als Künstler setzt er sich konzeptuell-skulptural mit Räumen auseinander, mit gebauten ebenso wie mit Erinnerungs-Räumen. „Erinnerung einer Skulptur“ nannte er zwei nicht begehbare Treppenstücke, die er 2004 ins Foyer des Studierendenhauses der Katholischen Hochschulgemeinde hängte. Sie schufen als Bild einen Gedächtnisraum für die wechselvolle Ortsgeschichte einer ehemals mit einer mondänen Holzterrasse ausgestatteten, großbürgerlichen Villa, die später zu einem Haus der Caritas wurde, das sich die Nationalsozialisten aneigneten und für ihre Zwecke verwendeten. Als das Haus nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges der Katholischen Hochschulgemeinde übergeben wurde, entfernte man die Treppe, um Raum für die heutige Galerie zu schaffen. Bei der Universitätskirche Maria am Leech in der Zinzendorfsgasse versucht Markus Wilfling gerade unter dem Titel „Obacht Obdach“ im öffentlichen Raum durch eine skulpturale Intervention einen Begegnungs-, Kreativ- und Denkraum zu generieren – ein Beitrag zum „Kulturjahr Graz 2020“, das dazu aufruft, urbane Zukunftsprojekte zu entwickeln. Erinnerung spielt auch hier eine zentrale Rolle. Erinnerungen an spielerische Kindheitserfahrungen: Verstecke zu bauen unter dem Küchentisch oder zwischen Küchenmobiliar, aus denen heraus man gesichert die Welt der Erwachsenen beobachten oder sich einfach nur in eine eigene Phantasiewelt zurückziehen konnte. Die Öffnung dieses Ortes, der noch vor ein paar Jahren umzäunt, von außen einsehbar, aber nicht betretbar war, erfolgte in einem längeren Prozess. Kunst spielte bei dieser Öffnung als subversive Kreativkraft eine entscheidende Rolle. Am Anfang unterschiedlicher temporärer künstlerischer Interventionen stand ebenfalls Markus Wilfling. Nicht als Kunstprojekt deklariert, hatte seine Plakatankündigung vor fast zehn Jahren, dass auf dem kleinen Grundstück vor der Kirche zwei Wohn- bzw. Bürotürme errichtet werden sollten, viel Staub im Viertel aufgewirbelt. Erst in der Herbstausstellung deklarierte sich der *Tricky Artist* als Urheber der Intervention, die unter dem Titel „MehrWert“ einen Denkprozess über den Wert unbebauten Grünraums in der Stadt in Gang setzen und freie Sicht auf historische Gebäude wie die älteste Kirche von Graz schaffen wollte. In der Folge entstand das Projekt „Paradise L.“, das durch die Verknüpfung von Studierenden- und Arbeitslosenprojekten unterschiedliche Lebenswelten miteinander in Berührung zu bringen versuchte. Auch ein Urban-Gardening-Projekt war entstanden und hat sich mittlerweile hinter die Kirche verlagert. Sehr geschickt hatte das Künstlerinnenduo RESANITA den Unterbau einer Leuchtskulptur mit dem bunten Schriftzug „Paradise“ als kommunikative Sitzfläche gestaltet, die auch nach dem Abbau der Skulptur als Relax- und Kommunikationsort bestens funktionierte und aus der belebten Zinzendorfsgasse im Uni-Viertel nicht mehr wegzudenken ist. Dieser Ort des „Nicht-Funktionieren-Müssens“ in der Hektik des Alltags wird nun von Wilfling mit einer Skulpturengruppe neu definiert: als Bild mit Fernwirkung, das auch betreten und benützt werden kann. Alois Kölbl hat mit ihm während der Aufbauarbeiten gesprochen.

„Obacht Obdach“ ist ein etwas kryptischer, einigermaßen überraschender Titel deiner Skulpturengruppe bei der Leechkirche ...

Ja, und um Überraschung geht es auch bei der Gestaltung insgesamt. Zunächst will ich Aufmerksamkeit erregen. Ich habe da Gegenstände, die man ursprünglich aus der Küche kennt, sozusagen monumentalisiert: ein Küchentisch, eine Obst- oder Gemüsebox, Küchenladen zur Aufbewahrung alltäglicher Gegenstände, auf denen man aber auch sitzen kann und zwar um eine „Feuerstelle“, die

die kommunikative Mitte der Skulpturengruppe bildet. Die Gestaltung dieser Feuerstelle knüpft zwar an die Idee eines archaischen Feuerplatzes an, die schwarze Granitplatte ruft aber die Assoziation an eine Kochplatte eines E-Herds meiner Kindheit wach. Und der Tisch ist keiner, um den man sich für ein gemeinsames Essen gruppieren könnte. Durch seine Größe bildet er ein Dach, das Schutz vor Regen und Sonne bietet. Ausgangspunkt waren für mich persönliche Erinnerungen an diesen Platz unter dem Tisch oder beim Ofen, wo Kinder sich Schutzräume bauen, bergende Nester als Versteck, aber auch

Beobachtungsort. An diese Erinnerung, die wahrscheinlich viele Menschen mit mir teilen, möchte ich an einem öffentlichen Ort anknüpfen. Eine Ur-Sehnsucht, die sich aber von der Flüchtlingsproblematik unserer Tage nicht entkoppeln lässt.

Es ist nicht das erste Mal, dass du dich als Künstler mit diesem Ort auseinandersetzt. Siehst du Zusammenhänge zwischen deinen Arbeiten hier?

Mit dem ersten Projekt habe ich euer damaliges Jahresthema „MehrWert“ aufgegriffen. Es ging mir um die Frage, was den



Markus Wiffling bei der Errichtung von „Obacht Obdach“. Foto: Kölbl

Wert eines konkreten Ortes ausmacht. Das kann man unter einer rein wirtschaftlichen oder kapitalistischen Perspektive sehen, aber es gibt auch ganz andere Zugänge. Insofern hat diese Arbeit mit dem Projekt „Obacht Obdach“ zu tun. Ich habe damals suggeriert, dass ein Ort, der zwar nicht betretbar ist, aber immerhin optisch den Blick nicht verschließt, auch noch als Sichtachse auf die Kirche verschlossen werden soll. In der Folge kreiste meine Arbeit um die Öffnung des Raumes. Mit meiner Aktion „Barrierenfrei“ ging es dann um die endgültige Entfernung des Zaunes zur Straße hin. Das stand schon in direktem

Zusammenhang mit der jetzigen Gestaltung auf dem Hügel vor der Kirche. Den Streifen an der Grundstücksgrenze, wo zuvor der Zaun gestanden war, habe ich temporär mit einer Textinstallation neu definiert, die inzwischen unter der Grasnarbe verschwunden ist. Ich sehe da zu meiner Wandarbeit „Wir sind da“ in der Kirche einen gewissen Zusammenhang, denn es geht ebenfalls um Spiritualität.* Ich kann hier aber auch an Gestaltungen wie die hölzerne Treppenanlage anknüpfen, die nicht von mir stammt. Ein kommunikativer Ort, der sich schon bewährt hat und nun durch mich einen neuen Akzent erhält.

Du arbeitest hier im öffentlichen Raum und schaffst eine Skulptur, die man auch benützen soll. Worin liegen für dich als Künstler dabei die Herausforderungen?

Zunächst einmal sehe ich darin eine große Chance: Durch das Verlassen des Museums- und Galerienkontextes löst sich eine Hemmschwelle. Kunst kann sich im öffentlichen Raum an das reale Leben und an reale Daseinsfunktionen annähern. Das hat natürlich immer etwas Experimentelles. Der öffentliche Raum ist ein sehr sensibler Ort, wo verschiedenste soziale und gesellschaftliche Interessen aufeinandertreffen.

Ich habe etwa im Grazer Andräpark – im Bereich zwischen Pfarrhof und Kirche – auf die spezielle Situation im Multikulti-Bezirk Gries zu reagieren versucht. Unter dem Titel „Welcome“ ist dort ein zeltartiger Pavillon als Kommunikationsort entstanden. Leider musste der Pavillon dort dann wieder abgebaut werden, weil er nur temporär genehmigt war, obwohl er als sozialer Ort sehr gut funktioniert hatte.

Für mich war das ja auch der Grund, dich hier zur Intervention bei der Leechkirche einzuladen ...

Ja, obwohl das Univiertel natürlich ein ganz anderer urbaner Ort als der Andräpark im Griesviertel ist. Aber beiden Interventionen ist gemeinsam, dass sie sozusagen im Dialog mit einer Kirche stehen. Eine Kirche steht für mich sehr markant symbolisch für eine Idee, für Spiritualität. Mit der runden, schwarzen Granitplatte spiele ich mit dem Bild eines archaischen Feuerplatzes, der natürlich im Dialog mit dem vorchristlichen Grabhügel und der Kirche darauf zu sehen ist. Gleichzeitig denkt man vielleicht auch an die Kochplatte eines E-Herdes. Ein offenes Feuer zu machen ist ja im Stadtgebiet von Graz schon seit einiger Zeit verboten. Das alles ist für jemanden, der hier uninformiert vorbeikommt, vielleicht gar nicht in dieser Form lesbar und muss es auch gar nicht sein. Denn in erster Linie geht es einfach um die Definition eines Ortes, der etwas Sammelndes hat. Ich denke oder hoffe zumindest, dass sich das ganz unmittelbar erschließt. Für mich war die Entwicklung des Projektes ein sehr interessanter Prozess. Wir haben da ja viel miteinander diskutiert: Was ist zur Schaffung eines sozialen Ortes notwendig? Was ist eher hinderlich? Es ging ja nicht nur um eine Skulpturengruppe, die man wie ein Bild betrachtet, sondern um Objekte, die bei der Betrachtung unterschiedliche Assoziationen auslösen, aber eben auch zur Benützung einladen. Am Beginn war für mich die Idee eines wirklichen Rückzugsortes viel zentraler – auch als Reaktion auf Obdachlosigkeit und die Flüchtlingsproblematik unserer Zeit. Ein Ort mit einer Bedachung aus Planen und Decken, wie eine Höhle. Die einzelnen

Objekte wurden dann immer freier, das Höhlenartige fiel weg, und die Leiter wurde zu einem eigenständigen Objekt. Das habe ich dann in Auseinandersetzung mit deinen Ideen stärker zu einem Kommunikationsort weiterentwickelt ohne das ursprüngliche Konzept ganz aufzugeben.

Für mich ist bei diesem Prozess die bildhafte Wirkung immer stärker hervorgetreten, die Fernwirkung der Objekte, die natürlich auch sehr vom Dialog mit dem Kirchenbau hinter ihnen lebt. Wie siehst du das?

Die Leiter funktioniert einerseits symbolisch, von der Funktion entkoppelt sozusagen. Ich habe die Abstände der Treppensprossen bewusst sehr groß gewählt, weil sie mehr als Sitzfläche als zum Hinaufsteigen dienen sollen. Aber natürlich kann man auch ganz hinaufsteigen und bekommt dann einen ganz neuen Blick auf diesen konkreten Ort hier. Die Leiter ist also Sitzmobiliar, aber auch etwas, das den Raum öffnen kann. Physischer Aufstieg macht etwas mit uns, aber hier geht es auch um geistigen Aufstieg, um Weiterentwicklung, um gute Gespräche. Ich vertraue einfach darauf, dass sich um diese imaginäre Feuerstelle spannende Gespräche entwickeln werden. Es geht hier auch um Orientierung und das meine ich nicht nur geografisch. Es geht um den geistig-seelischen Zustand. Das steht in einem ganz direkten Dialog mit dem Kirchenbau, denn auch die Türme der Kirche sind ja nicht nur funktional als Ort für die Glocken zu sehen, sondern sie öffnen das Gebäude nach oben hin. Mit diesem Ort berühre ich Grundthemen unseres Menschseins: wir brauchen Rückzugsorte, um Abstand gewinnen zu können, aber auch den Austausch und die Kommunikation. Wohl jeder von uns kennt diese Erinnerung an Rückzugsräume. Der Tisch schafft auch Schatten und der Schatten bewegt sich. Das finde ich sehr spannend, weil es Dynamik schafft und der schräge Tisch auch auf die Dynamik des Lebens verweist. Aber natürlich hat ein Tisch, der in gewisser Weise versinkt, eine Doppeldeutigkeit: Sicherheiten verschwinden, versinken buchstäblich. Das

erleben wir gerade in besonderer Weise durch die Corona-Krise.

Im Titel deiner Arbeit klingt auch das Thema Obdachlosigkeit an ...

In der Corona-Krise ist die Flüchtlings- und Obdachlosenproblematik vollkommen aus der medialen und öffentlichen Aufmerksamkeit verschwunden. Das war für mich wirklich erschreckend. Natürlich sehe ich meine Skulptur mit einem Verweisscharakter darauf.

Über dem Grazer Kulturjahr, zu dem deine Arbeit einen Beitrag leisten will, steht als Motto: „Wie wir leben wollen“ – Es richtet den Blick nach vorne. Was ist dir wichtig, wenn du als Künstler den Blick in die Zukunft richtest?

Für mich ist der Begriff Solidarität ganz entscheidend. Eine Haltung, die für mich immer wichtiger wird, wenn ich über Zukunft nachdenke. Ich bin davon überzeugt, dass sich die Gesellschaft öffnen muss. Am öffentlichen Raum partizipieren immer noch viel zu wenig Menschen. Darum ging es auch in der Geste, hier die Raumgrenzen, konkret den Zaun, zu entfernen. Das könnte man auf die „Festung Europa“ übertragen. Mit einer sehr einfachen Geste – einer Leiter – versuche ich auch den Blick nach oben, zum Himmel, zu richten. Und da muss ich daran denken, dass während des Corona-Shutdowns keine Flugzeuge geflogen sind. Wenn wir verantwortungsvoll in die Zukunft schauen wollen, kommen wir ohne einen intensiven Nachdenkprozess über das Thema Ökologie nicht herum. Natürlich müssen auch hier konkrete Taten folgen.

* 2011 hatte der Theologe Philipp Harnoncourt Künstler/innen verschiedenster Sparten eingeladen, sich mit dem Thema „Trinität“ auseinanderzusetzen. Markus Wiffling hat als seinen Beitrag die Worte *Wir sind da* mit Fineliner an die Wand des Ausstellungsraumes im Kulturzentrum bei den Minoriten gekritzelt. Dauerhaft zu sehen ist diese Arbeit im Eingangsbereich der Leechkirche im Gegenüber zum Weihwasserbecken und zur vermutlich ältesten Trinitätsdarstellung in Graz, in den gotischen Glasfenstern der Kirche.

Anmerkung der Redaktion: Das Projekt „Obacht Obdach“ wurde mit Mitteln des Innovationstopfs der Diözese Graz-Seckau gefördert.

Widerstand ist zumutbar

(Digitale) Deserteure und diözesaner Filmpreis
Von Natalie Resch



How to Disappear, Filmstill. ©Total Refusal

Ich mach niemandem einen Vorwurf, der es nicht getan hat. Das ist nicht so leicht, so vieles ist zu berücksichtigen: Kameraden, Angehörige, der Fahneid. Es muss ein Willensbildungsprozess stattfinden. Und dann braucht es eine Gelegenheit.

Franz Weber hat Letztere wahrgenommen und desertierte. Während eines Einsatzes als Infanteriepionier der deutschen Wehrmacht gelang es ihm 1944 zu den Amerikanern überzulaufen. Der 1920 als Sohn einer tiefkatholischen Bauernfamilie geborene Tiroler ging nicht nur in Gefangenschaft, sondern war 1945 als amerikanischer Agent für den Geheim- und Nachrichtendienst *Office of Strategic Services (OSS)* tätig. Als österreichischer Exilwiderstandskämpfer riskierte er mehrmals sein Leben, darunter bei einem Fallschirmabsprung über dem Sulztaler-Gletscher in Tirol.

Mut lässt sich nicht kaufen. Woher nehmen also Menschen wie Franz Weber diesen, wenn sie bereit sind, entgegen zu erwartender Nachteile bis zum Einsatz ihres Lebens Widerstand gegen das bestehende System zu

leisten? Widerstand entsteht als Antwort auf unzumutbare Situationen. In einem ORF-Interview formuliert es Weber so: „Ich stand vor der Frage, jene umzubringen, die uns befreien konnten, also Engländer und Amerikaner, und somit mir und meinen Ansichten untreu zu werden oder die Konsequenzen zu ziehen.“ Bis seine Überzeugung zum Desertieren führte, musste er seine anfängliche militaristische Euphorie kritisch hinterfragen, die menschenunwürdige Behandlung von Juden mit eigenen Augen erleben und für sich erkennen, „dass ausschlaggebend ist, wie man selbst handelt. Die Gräueltaten der anderen dürfen nie Ausrede sein.“

Tabuisierte Helden

„Anstatt der patriotischen Mythisierung des (Exil-) Widerstandskämpfers gegen den Nationalsozialismus erfolgte dessen Tabuisierung. (...) vom offiziellen Österreich und seinen Bürgern wurden Widerstandskämpfer lange Zeit kaum beachtet oder gewürdigt“, schreibt Florian Traussnig im Buch *Militärischer Widerstand*



How to Disappear, Filmstill. © Total Refusal

von außen. Österreicher in US-Armee und Kriegsgelderdienst im Zweiten Weltkrieg. Die Deserteure wären keiner Gesellschaftsschicht oder politischen Couleur eindeutig zuordenbar. Auffällig sei, dass etwa katholisch-konservative Deserteure zwar oft gewisse patriarchalische und autoritäre Denkmuster hatten, sich vom Nationalsozialismus aber aus ethisch-moralischen Gründen dann doch distanzieren und zu den Westalliierten überlaufen, so der Zeithistoriker. Auf das Unmenschliche und Kulturlose des NS-Regimes, das seiner katholischen Erziehung und seinen Moralvorstellungen völlig widersprochen hätte, verweist Wehrmachtsdeserteur Weber gleich mehrmals im Interview. Webers Nachbetrachtung lautet: „Alles in allem, wäre etwas mehr möglich gewesen“. Er unterstreicht die Relevanz von Deserteuren, denn „es hätte Österreich geholfen“.

Virtuelle Orte des Widerstands

Auf der Suche nach Formen des Widerstands ist der Diagonale-Wettbewerbsfilm *How to disappear* des Regie-Trios *Total Refusal* (Robin Klengel, Leonhard Müllner, Michael Stumpf). Mit dem vom *KULTUM. Zentrum für zeitgenössische Kunst & Religion* gestifteten Preis der Diözese Graz-Seckau für die beste Kurzdoku der Diagonale 2020 ausgezeichnet, fragt der Film nach der Möglichkeit, im Videospiel *Battlefield V* zu desertieren. „*How to disappear*“ wirft einen ungewöhnlichen Blick auf die Geschichte der Fahnenflucht. Das filmische Werk lässt uns die Geschichte des Krieges über die Kulisse der Spielindustrie wahrnehmen, indem Systeme hinterfragt werden, die moralischen und ethnischen des Krieges sowie

die der Unterhaltungsindustrie. Mit Feingefühl für Ironie und Poesie, aus einer Perspektive von außen und zugleich aus der Mitte des Geschehens fragt der Film nach Formen des Widerstands und der Disziplin in unterschiedlichen Räumen“, lautet die Jurybegründung.

Vor der Folie der virtuellen Kriegslandschaft spricht eine weibliche Stimme den Text des poetisch-politischen Essays. Eine Anregung, über die Entwicklung der Demokratie in Europa und weltweit nachzudenken. Die Rolle von Wehrdienstverweigerung im Vietnamkrieg wird ebenso beleuchtet wie der sich erst seit den 80er-Jahren langsam verändernde Blick auf Deserteure. Der in den letzten Jahren feststellbare gesellschaftliche Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung des Widerstand-Leistens und Desertierens hin zu einer positiven Einstellung eröffnet nun die Chance, diese Wahrnehmung nachhaltig zu ändern, stimmt Traussnig zu. Es ist zu hoffen, dass der „soziale Selbstmord“, den etwa widerständige US-Soldaten im Irakkrieg durch ihr unerlaubtes Fernbleiben vom Dienst (im Militärsprech AWOL – „absent without leave“ – genannt) begangen haben, bald der Vergangenheit angehört. *How to disappear* zeigt diesen in einer kargen Kriegswelt erschütternd berührend. Die Reduzierung des Menschen auf seine Funktionalität durch körperlichen Drill und Repetition sowie die damit verbundene Absurdität legt der Film offen.

Störung und Verstörung

„Wir benutzen dieses Spiel zuallererst als Spielende, Genießende. Das Zweite-Weltkrieg-Setting von *Battlefield V* funktionierte gut, um unseren Desertionessay

einzubauen: es ist ein Online-Spiel, in dem man andere Spielende unfreiwillig in Performances involvieren kann, um sie zu stören“, so Robin Klengel. Alle Szenen wurden live in laufenden Spielerunden gedreht, inmitten von rund 60 Spielern, die nichts vom filmischen Vorhaben wussten – und dementsprechend irritiert waren. „Die Störung des regulären Gameplays ist ein authentisches, zentrales Element des Films – und damit immer auch die Interaktion mit und Herausforderung der Spiele-Community“, beschreibt Stumpf den Versuch des Regie-Trios, die Möglichkeiten des Mediums Game zur Reflexion zu nutzen. Skurril und verstörend sind die Filmszenen, in denen die Regisseure als Soldaten agieren, indem sie am Boden kriechend ihren Kompagnon bzw. Mitspieler an der Erfüllung einer gemeinsamen Mission behindern – und somit einen pazifistischen Akt vollführen. Oder es zumindest versuchen, denn *Battlefield* sieht diese Art der Handlungen nicht vor. „Software which makes the rules and its power is divine“, verkündet die weibliche Stimme in ruhigem Tonfall. „There is no way to leave the battlefield“. Desertieren unmöglich.

Der Antikriegsfilm gibt einen guten Überblick zur Geschichte des Desertierens. Dafür sei es notwendig gewesen, tief in die Theorie zu gehen und gesellschaftliche Zusammenhänge zu beleuchten, so die Regisseure. Der Film erzählt von der „Desertionsseuche“, die im 18. Jahrhundert alle europäischen Mächte heimgesucht und später zu rigiden Kontrollmechanismen und faschistischen Slogans geführt hat: „Soldier can die, deserter must die“. *How to disappear* spricht von der Infektion mit dem Nationalismus als „Waffe“ seit dem Napoleonischen Krieg und entlarvt den Mythos des Heldentods. Erschreckend, dass die jeweilige Flagge als *das* National-symbol im Spiel unzerstörbar ist. In Karl-Marx-Zitaten wie „Desertieren ist immer ein Zeichen des Widerstands gegen das herrschende System“ und der Bezeichnung des Desertierens als Produktivkraft in der Gesellschaft mit Blick auf die Kriegsführung positioniert sich der Film klar: Disziplin ist immer eine soziale Frage und „desertion can not be played“. Reflexives Handeln und Widerstand muss von jedem im eigenen, realen Handlungsraum betrieben werden.

Widerstand ist zumutbar

How to Disappear bezeichnet das „pseudomarxistische“ Trio *Total Refusal* selbst als „Kernschmelze dessen, was das Kollektiv zusammenhält: die Beugung von Regeln, der Ungehorsam, die Würdigung davon, das demokratischste Mittel von allen einzusetzen: den Mut, seinen eigenen Verstand zu bedienen“. Auf die Frage nach dem Widerstand im Heute meint Stumpf: „Durch den Kapitalismus haben sich die Machtdynamiken stark verändert, als nicht immer klar sichtbar ist, von wo Macht ausgeübt

How to disappear

Preisübergabe
für den besten Kurzdokumentarfilm
der Diagonale 2020,
gestiftet vom KULTUM.
Zentrum für zeitgenössische
Kunst & Religion:

How to disappear von **Total Refusal**
21 min, OmdU

*Film-Screening, Preisübergabe
und Diskussion*

Eine Kooperation von KHG und KULTUM

FR 4. SEP, 19:00
KULTUM, Cubus
Mariahilferplatz 3

wird und wohin sich Widerstand richten muss“. Dabei nehmen Privatunternehmen eine zunehmend einflussreichere Position ein. Auch das hinterfragt *How to disappear*, indem der Film die kapitalistische Vorgehensweise klar formuliert: „War is consumable“, sagt das weibliche Voice Over. Krieg wird konsumierbar gemacht: einfache Handlungsmotive und austauschbare Geschichten werden ästhetisch aufbereitet, moralische Fragestellungen und ambivalente Situationen ausgeblendet. „AWOL can not be compared with AFK – away from keyboard. There is now way to leave the battlefield in *Battlefield*, yet there is a way to disappear – (self-destruction)“, lautet der finale Satz der Stimme. Er trägt trotz seines zerstörerischen Aussagekerns Hoffnung in sich: Die Realität trägt sie, die Hoffnung – Desertieren als Form des Widerstands im realen Raum bedeutet das Gegenteil von Selbstzerstörung im Videogame. Widerstand ist ein Akt der Emanzipation.

Natalie Resch,
geb. 1984 in der Südsteiermark.
Während dem Germanistikstudium
und dem Master-Lehrgang Kunst &
Recht an der Uni Graz freie Redak-
teurin für den Kunst- und Kulturbereich.
Seit 2010 Medienreferentin der
Diözese Graz-Seckau, betreut die
diözesane Jury der Diagonale. Als
SIGNIS-Jurymitglied war sie europä-
weit für Filmfestivals tätig. Redakti-
onsmitglied von *Denken+Glauben*.



Foto: privat

Mut! Drei Schlaglichter



Markus Wilfling, „Obacht Obdach“, 2020. Foto: Kölbl

Wir können ja doch!

Von Dominik Knes

Dominik Knes ist Diözesanjugendreferent der Evangelischen Kirche Steiermark

Nicht ganz easy – das Thema, worüber ich gebeten wurde zu schreiben. „Was hat mich in den Corona-Zeiten ermutigt?“ Nicht, dass es nichts Ermutigendes gab. Ich könnte vom blauen Himmel ohne Kondensstreifen schreiben, von den leeren Straßen, der guten Luft und den freundlichen Nachbarinnen und Nachbarn, die anboten, für ältere und kranke Menschen die Einkäufe zu übernehmen. Schwierig ist das Thema deshalb, weil wir davon schon gehört und gelesen haben. In unserer medial überhitzten Zeit ist das alles Schnee von gestern. Daher habe ich versucht, etwas tiefer zu graben und herauszufinden, was denn wirklich nachhaltig ermutigend war:

Ist Ihnen aufgefallen, dass wir Österreicher/innen am Anfang des Lockdowns plötzlich kurz zusammenhielten? Als gelernter Österreicher dachte ich gar nicht, dass dies

möglich sei. Hass und Polemik waren in den sozialen Medien kaum spürbar. Wir wurden ein Team und hatten einen gemeinsamen Feind: Corona. Selbst politische Parteien zogen in den Anfangswochen der Corona-Krise an einem Strang. Ist Ihnen aufgefallen, dass wir gar nicht so viel *Action* brauchen? Ein freier Tag mit der Familie: was tun damit? Zu den Großeltern auf Kaffee und Kuchen? Spazieren am Thalersee oder doch ein Treffen mit der Freundesrunde? Getan haben wir nichts davon, weil es nicht möglich war. Und wir waren entspannt und hatten einen guten Tag. Ist Ihnen aufgefallen, dass die Kirche nun etwas für sich entdeckt hat, das vor kurzem noch als „Jugendspielerei“ abgetan wurde? Die digitalen Medien. Bischof Krautwaschl feiert Online-Gottesdienste, Andachten und kirchliche Formate funktionieren auch digital und wir, in der Evangelischen Jugend, haben festgestellt, dass WhatsApp-Gebetsgemeinschaften funktionieren – sogar besser als die analogen! Außerdem war es möglich, Kontakte mit Leuten zu knüpfen, die wir sonst kaum erreichen.

Und jetzt sind wir beim Kern des Ermutigens: zu wissen, dass wir Menschen ein enormes Potential haben. Wir können aufeinander schauen. Wir können „uns reduzieren“, ohne frustriert zu werden. Und Kirche kann auch mit der Zeit gehen, wenn sie will (oder muss).

Mit der Handykamera gegen die Atemnot

Von Manuela Tokatli

Manuela Tokatli ist Pfarrerin in der Evangelischen Kirche Steiermark

Mitten in der Corona-Pandemie, in der bis Frühsommer 2020 schon über 400.000 Personen an dieser schwerwiegenden Erkrankung der Atemwege gestorben sind, ruft – oder besser gesagt wispert – ein schwarzer Mann in Minneapolis seine letzten Worte einem Polizisten zu, der auf seinem Nacken kniet: „I can't breathe – Ich kann nicht atmen.“ George Floyd war Covid-19 positiv, wie die Autopsie ergab, aber er starb an einem anderen Virus, dem Rassismus. Der Rassismus ist eine schon sehr lang andauernde Pandemie, mit ungezählten Opfern, aber ihr wird ganz anders begegnet als Covid-19. Es gibt kaum Eilgesetze, keine täglichen Pressekonzferenzen, keine Unterstützungspakete, kaum Schulungen und Präventionsarbeiten. Zu viele – auch hier in Europa – versuchen uns nicht vor dem rassistischen Gedankengut zu schützen, sondern vor den Menschen, gegenüber denen wir rassistische Vorurteile haben. Dadurch nehmen wir letzteren regelrecht die Luft zum Atmen.

Darnella Frazier ist die 17jährige Afro-Amerikanerin, die den verzweifelten Todeskampf von George Floyd bei seiner Verhaftung gefilmt und damit öffentlich gemacht hat. Als sie mit ihrem Handy dieses Video machte, wusste sie noch nicht, welchen Ausgang die Ereignisse nehmen würden, weder für George Floyd noch für die Gesellschaft in Amerika. Sie war zufällig auf der Straße, als sie sah, dass ein schwarzer, unbewaffneter Mann, der nicht gewalttätig war, von der Polizei misshandelt wurde und sie wollte diese Ungerechtigkeit dokumentieren. An sie und andere, die ähnliches staatliches Unrecht, die ähnliche rassistische Zumutungen und Verbrechen dokumentiert haben, denke ich, wenn ich an Mut denke.

Es braucht Mut, bei Ungerechtigkeit und Gewalt stehenzubleiben und nicht wegzusehen! Es braucht Mut, weil man nicht weiß, wie die Gewalttäter vor Ort und die staatliche Gewalt im Hintergrund auf einen selbst reagieren werden. Es braucht Mut, weil der eigene Name plötzlich in der Öffentlichkeit bekannt wird und das wieder zu Angriffen führt. Ein anderer Aktivist, Ta-Nehisi Coates, sagt zu den Ereignissen in den USA: „Die Gewalt ist nicht neu, was neu ist, sind die Kameras“. Und diese Kameras machen den Unterschied.

Ungerechte Systeme und Strukturen zuzugeben, zu verändern und eigene Privilegien aufzugeben gehört wohl zu den

schwersten Dingen auf dieser Welt. Es braucht Mut, sich weiter und immer wieder für diese Veränderungen einzusetzen. Oftmals gegen die Mehrheit, gegen die Tradition, gegen die eigenen Vorurteile. Es braucht aber auch Mut, sich mit der Rassistin/dem Rassisten direkt zu konfrontieren. Wenn weiße Menschen anfangen, ihre Privilegien zu hinterfragen und zugeben, dass sie nicht „farbenblind“ sind, dann wäre das ein mutmachender Schritt in eine gerechtere Zukunft.

Mutmachendes in einer evangelischen Landpfarre

Von Jörg Wilkesmann

Jörg Wilkesmann ist evangelischer Pfarrer i.R. und lebt im Südburgenland

Die Corona-Krise hat das gewohnte Leben auch für Pfarrgemeinden zum Erliegen gebracht: Es gab keine Gottesdienste, keine Veranstaltungen. Ich lebe in der Pfarrgemeinde Neuhaus am Klausenbach, im südlichsten Burgenland. Eine Landgemeinde. Meine Frau, Virág Magyar, ist die amtsführende Pfarrerin. Wie konnten während des *Lockdowns* die Menschen der Pfarrgemeinde erreicht werden? Was machte Mut?

Nun, bei uns in Neuhaus war die Kirche täglich zum Gebet geöffnet, täglich gab es einen geistlichen Impuls auf der Homepage der Pfarrgemeinde. Über die sozialen Medien (auch den „Buschfunk“) gab es jeden Tag nach dem Abendgeläut die Anregung zu einem persönlichen, zehnmütigen Abendgebet. Nach den ersten Lockerungen feierten wir (nach einer Idee der Reformierten Kirche Ungarns) Ende April einen Auto-Gottesdienst auf einem großen Parkplatz – der erste dieser Art in Österreich! Ein weiterer folgte zum Muttertag. Ab Mai gab es wöchentlich ein Sonntagsgebet. Zu Pfingsten fand dann wieder der erste Gottesdienst in der Kirche statt. Endlich wieder eine gemeinsame Feier!

Mut für die Zukunft heißt für mich Mut zur Flexibilität. Es entwickelte sich eine Fülle an Angeboten in der digitalen Kirche. Zugleich bemerke ich im analogen Bereich: Es gibt ein Bedürfnis nach gemeinsamen Gottesdiensten und Andachten. Die Geschichte der Evangelischen in Österreich kennt die Form der Hausandachten in der Familie – als Überlebenschance in Zeiten der Verfolgung. Wie von selbst wurden sie „reaktiviert“, dank des Gebetsgeläutes. Die Resonanz der Auto-Gottesdienste zeigt das Bedürfnis nach erfahrbarer Gemeinschaft. Hinter der Windschutzscheibe zu feiern war immerhin ein kleiner Ersatz.

Was gab und gibt Mut für die Zukunft? Gottes Wort ist wie das Wasser: es fließt um die Steine herum, auch wenn sie den Weg blockieren wollen, und schließlich kann es die Steine bewegen. Meine Zuversicht für die Kirchen nehme ich aus der Fantasie Gottes, die er uns ins Herz gelegt hat.

Homo Homini Amicus

Oder: Der Glaube an den guten Menschen
Von Julia Jochum

„Wir müssen idealistisch sein –
dann werden aus uns wahre, echte Realisten.“

Viktor Frankl

Glauben Sie an das „Gute im Menschen“? Viele von Ihnen werden jetzt mit dem Kopf nicken – wie auch ich. Und doch fällt es mir oft schwer, anderen und unserer Gesellschaft zu vertrauen. Hier wurde wieder einer ermordet, dort eine ausgeraubt und überhaupt geht ja momentan alles den Bach runter. Ist man diesen schwarzmalerschen Gegenwartsbildern für längere Zeit ausgesetzt, so scheint Zynismus nicht abwegig. Glaubt man trotzdem an den „grundguten“ Menschen, gilt man als naiv oder gar weltfremd.

Was aber, wenn man das Gute im Menschen wissenschaftlich belegen und den Glauben daran so unterstützen könnte? Rutger Bregman, Historiker aus den Niederlanden, beantwortet diese Frage in *Im Grunde gut: eine neue Geschichte der Menschheit* – ein Buch voller Belege und Beweise, dass ein positives Menschenbild realistisch ist und dass es noch realistischer werden kann, wenn wir daran glauben und danach handeln. Wahrscheinlich würden viele Leute zustimmen, dass es das Gute im Menschen gibt. Gerade jetzt wünschen sich aber trotzdem viele die „neue Corona-Solidarität“ auch in der „Normalität“. Warum fällt es unter „normalen Umständen“ so schwer, permanent an das Gute in uns zu glauben?

Menschlichkeit – nur eine Fassade?

Bregman führt das auf die tief verwurzelte „Fassadentheorie“ zurück. Die Zivilisation wäre demnach eine dünne Fassade, die beim geringsten Anlass einstürzen würde und der Mensch von Natur aus egoistisch, panisch und aggressiv. Die Geschichte lehrt uns aber das genaue Gegenteil: Gerade wenn Bomben vom Himmel fallen oder Deiche brechen kommt das Beste in uns zum Vorschein.

Sie kennen diese Beispiele nicht? Das mag gut sein. Sie verkaufen sich nicht so gut wie Mord und Totschlag. Als 1940 deutsche Bomben auf England fielen, wurden große Massenpaniken erwartet. Nichts dergleichen geschah. Die Briten verglichen die Bomben irgendwann sogar mit dem Wetter. „Typisch britisch“ eben. Doch die Bombardierung deutscher Städte zeigte: auch hier hielten die Menschen nur noch enger zusammen. Nichts Nationenspezifisches, sondern etwas typisch Menschliches kam also zum Vorschein.

Ähnliches passierte als 2005 wegen dem Hurrikan Katrina die Deiche in New Orleans brachen. Die Zeitungen waren voll von Texten über Vergewaltigungen und Schießereien. Den Autoritäten zufolge brächten solche Katastrophen das Schlechteste im Menschen hervor. Man sprach vom Rückfall in den „hobbesianischen Urzustand“. Später fanden Wissenschaftler heraus, dass es bei der Polizei keinen einzigen offiziellen Bericht über Morde oder Vergewaltigungen gab. Plünderungen und Teilen à la Robin Hood sicherten vielmehr das Überleben. Laut dem *Disaster Research Center der University of Delaware* war „die überwältigende Mehrheit des spontanen Verhaltens prosozial.“

Tief verwurzelte Denkmuster

Zurück zur Gegenwart: Die Pandemie-Solidarität ist also nichts Neues. In Krisen scheinen wir den von Thukydides, Machiavelli u.a. behaupteten, „natürlichen“ Egoismus gut abzulegen und der „Rückfall“ auf den „Urzustand“ macht uns sogar hilfsbereiter. Leider ist die Vorstellung vom Gegenteil aber tief in unseren Strukturen verankert. Bregman formuliert es so: Durch die Entstehung der Zivilisation vor 10.000 Jahren begannen mitunter die schlimmsten Eigenschaften im Menschen hervorzukommen. Die Aufklärung konnte zwar einiges überwinden, hat aber auch Schattenseiten und ein widersprüchliches Menschenbild. Kapitalismus und selbst Demokratie beruhen laut Bregman auf der Idee, dass wir alle Egoisten seien. Dabei stellte Adam Smith selbst fest, dass es seltsam ist, wenn ein Grundsatz der Politik, „der Mensch als Schurke“, ansonsten in der Regel *nicht* den Tatsachen entspricht. Trotzdem wurde dieses negative Menschenbild im 20. Jahrhundert noch durch „wissenschaftliche“ Experimente wie das *Stanford-Prison-Experiment* „bestätigt“. Pessimistische Gesellschaftsromane wie *Lord of the Flies* schienen „realistisch“, waren Bestseller. Biologen sahen unsere „Urform“ in kampfwütigen Schimpansen. Viele dieser Studien, Bücher und Experimente entstanden jedoch unter sehr fragwürdigen Umständen, die heute größtenteils aufgedeckt sind. So war das Stanford-Experiment ein Schauspiel, *Lord of the Flies* Fantasie und wir ähneln friedlichen Bonobos gleich viel wie Schimpansen.



Open Stage im PARADISE L. Foto: de Meulenaere

Der grundgute, prosoziale Mensch kann also wissenschaftlich belegt werden. Unsere sonst so fortschrittliche Gesellschaft scheint sich dieser Erkenntnisse dennoch zu verschließen – wo doch nur wenige Vorstellungen unsere Welt so sehr beeinflussen wie unser Menschenbild. Warum *hält* sich diese negative Einstellung so hartnäckig? Bregman zufolge gehe das auf den *Golem-Effekt* zurück. Dieser funktioniert ähnlich einem Nocebo, einer negativen, sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Erwartet man nichts Gutes von jemandem und *kommunizieren* das auch, so tritt das beim Anderen meist ein und wird von ihm ähnlich weitergegeben. Von der Verbreitung dieser negativen Menschensicht gibt es außerdem Profiteure – die Machthaber. Denn jeder Mensch wird ja zum Biest ohne ihre „Ordnung“, oder?

Beruhet die Aufklärung und unsere Gesellschaften auf einem Nocebo- bzw. Golem-Effekt? Rutger Bregman hält es für möglich. *Geht es also auch anders?* Ja! Denn auch das Gute können wir gemeinsam und untereinander verstärken und zur Realität werden lassen. Laut dem sogenannten *Pygmalion-Effekt* erfüllen sich nämlich auch unsere positiven Erwartungen größtenteils, da wir, wenn wir mit einer positiven Einstellung auf jemanden zu gehen, ihn/sie entsprechend so behandeln. Das nützt nicht uns selbst (Placebo), sondern ist eine Erwartung, die *anderen* weiterhilft. Und es gibt schon einige Schulen, Firmen und Vereine mit diesem Prinzip als Basis, die zeigen, dass das

Zählen auf den grundguten Menschen funktioniert. Sich nicht-komplementär verhaltende Wärter spielen etwa in Norwegen im Hochsicherheitsgefängnis Halden mit den Insassen Fußball. Man vertraut auf das Gute im Menschen und die Rückfallquote sinkt um die Hälfte. Bei Buurtzorg in den Niederlanden organisieren sich Altenpfleger/innen in autonomen Gruppen und kollaborieren mit den zu Pflegenden. Das System ist kostengünstig, Pflegebedürftige und Pfleger/innen sind glücklicher. Ähnlich im französischen Unternehmen FAVI: Pyramidenstruktur weg und mehr Eigenverantwortung für Mitarbeiter/innen her – schon stieg die Produktivität und die Zufriedenheit. Diese Unternehmen zeigen, dass sich alles ändert, wenn man nicht von Misstrauen ausgeht, sondern von einem positiven Menschenbild.

Es geht auch anders

Gut. Aber Auschwitz? Auch dazu hat Bregman eine Erklärung: Wir sind als Spezies nicht unbedingt naiv, tendieren aber dazu, unseren Anführern zu vertrauen. Machthaber wie Hitler nutzten das aus. Indoktrinierung und Entmenschlichung spielen unsere positiven Eigenschaften gegen uns aus, auch die grundlegende Abneigung, andere Menschen zu töten. Wird diese Abneigung noch durch kognitive Distanz beim Morden umgangen, ist das humane Desaster perfekt. Laut Bregman hängt unsere Welt also am Zusammenspiel von Pygmalion- und Golemeffekten. Wir machen uns jeden Tag gegenseitig klüger oder dümmer, stärker oder schwächer. Wir senden permanent Erwartungen aus. So können wir Hass und Neid erzeugen, aber auch Freundlichkeit und sogar gute Laune – nicht umsonst sagt man, sie sei ansteckend.

Ich schließe mit einem Appell: Trotz all dieser Beweise, dass der gute Mensch real ist – die Umsetzung im eigenen Leben ist nicht immer leicht. Dennoch – *muten* Sie es sich mit Hilfe dieser wissenschaftlichen Beweise *zu*, machen *Sie* den ersten Schritt! Denn wenn genug Menschen das tun, werden die anderen sie spiegeln. Wir, als Menschen, egal welcher Hautfarbe, Religion, Geschlecht oder Alter, sind keine puren Egoisten. Wir sind prosozial. Und daran müssen wir glauben, um es zu sein.



Julia Jochum, studiert seit 2016 Englisch und Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung auf Lehramt. Seit 2020 Forschungsassistentin für Allgemeine Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften an der Karl-Franzens-Universität Graz.

Foto: Moling

Einwürfe

Aus Angst wird Mut
Von Matthias Grümayer



Ein Projekt des
Afro-Asiatischen
Instituts Graz

Die Zukunft ist heute so ungewiss ist wie schon lange nicht mehr. Die Corona-Krise hat die Karten völlig neu gemischt. Die letzten Monate haben gezeigt, dass Veränderung sehr schnell gehen kann, wenn der Staat handelt und nicht das Individuum alleine die Verantwortung trägt. Über Nacht steht das gesellschaftliche Leben still.

Das hat nicht wenigen Menschen Zeit zur Pause, zum Reflektieren, zum Besinnen auf das Wesentliche gegeben. Der Preis dafür: kein Konsum > keine Produktion > kein Geld. Leider ist der Level des Konsums, zu dem wir gegenwärtig zurückkehren, in keiner Weise nachhaltig. Eine Zukunft wird es nur geben, wenn wir unseren Konsum und unseren Ausstoß von CO2 drastisch verringern. Das kann gelingen, wenn wir uns auf die Stillung unserer Grundbedürfnisse besinnen. Dazu gehören Behausung, Essen, etwas Kleidung und vor allem gute Beziehungen. Genau das wäre möglich, wenn wir weniger arbeiten und weniger konsumieren würden. Um erfolgreich zu reduzieren, müssen wir erkennen, dass wir bereits im Reichtum leben, wenn unsere Grundbedürfnisse gestillt sind. Die Herausforderung für die Politik ist es, diesen Prozess des gesellschaftlichen Wandels so zu gestalten, dass die Arbeitslosigkeit nicht zu stark steigt, denn unzufriedene Massen können zu einer Gefahr für die Demokratie werden.

Die Selbstbefreiung vom Überfluss braucht Mut. Mut ist nicht die Abwesenheit von Angst. Mut entsteht aus Angst, wenn wir uns in sie hinein entspannen, die Angst nicht mehr bekämpfen, sondern trotz, nein, *mit* ihr weitergehen. Es braucht Angst, um mutig in die Zukunft zu gehen. Angst zuzulassen schärft die Sinne, klärt den Geist, macht uns wach. Wir müssen aufwachen! Es geht um unser Überleben und jenes all der Spezies, die noch nicht ausgestorben sind. Es braucht auch Mut, unsere altbewährten Glaubenssätze zu hinterfragen. Es braucht Mut, sich einzugestehen, dass das Glück nicht im Konsum liegt, nicht in

Fernreisen, Schnitzeessen und Autofahren. Glück liegt im Zur-Ruhe-Kommen, im Sich-Einlassen. Glück kommt davon, es nicht mehr zu suchen, vor allem nicht in der Ferne. Glück kommt durch Einsehen, dass wir nicht getrennt sind voneinander und der Welt, sondern verbunden. Glück heißt, zu Hause ankommen.

Alle Weltreligionen haben Wege bewahrt, das Gute im Menschen zu pflegen und die unheilbaren Kapazitäten im Menschen zu verringern. Im Buddhismus etwa ist das Mittel der Wahl die Achtsamkeitspraxis. Ein Leben in Achtsamkeit macht es möglich, zu erkennen, was in uns vorgeht und welche Auswirkung das auf unsere Umgebung hat. Lenken wir doch unsere Aufmerksamkeit dorthin, wo es wirklich wichtig ist! Viel zu oft wird unsere Aufmerksamkeit abgelenkt, sie rutscht förmlich ab von den brennenden, unangenehmen Themen. Das ist so leicht, weil im Grunde niemand leiden möchte. Das Unangenehme annehmen heißt, der Realität, dem *es ist, wie es ist*, ins Auge zu sehen. Das ist der erste Schritt zur Veränderung. Eine *zumutbare* Zukunft wird es nur geben, wenn wir lernen, unsere Angst in Mut zu verwandeln und das scheinbar Unmögliche zu wagen: Die Besinnung auf das Wesentliche oder die Befreiung vom Überfluss.



Foto: privat

Matthias Grümayer, geb. 1985 in Wien. Studium der Religionswissenschaft an der Universität Wien, Grinberg-Praktiker, Buddhist, Mitglied im Orden des Intersein, Achtsamkeitstrainer. Interessiert daran, seinen Körper/Geist und die Welt denkend/spürend zu erforschen. Seit März 2020 Papa, am liebsten hauptberuflich.

Blumen im Abfall

Die Postapokalypse am Bildschirm als zunehmend realistische Zukunftsvision
Von Harald Koberg

„No Future“ – das ist ein Slogan der Punk-Bewegung, seit die Sex Pistols diese Worte in den späten 1970ern zum Zentrum ihres Jubiläums-Ständchens für Queen Elizabeth II. gemacht haben. Keine Zukunft also, in einem konservativen System; keine Zukunft – so wollte Ko-Autor John Lydon den Song verstanden wissen –, wenn die Jungen diese Zukunft nicht selbst in die Hand nehmen. Seither ist viel gejamert, aber auch kritisch diskutiert worden: über die vermeintlich unpolitische, scheinbar teilnahmslose Jugend, die lieber über zehn Staffeln *The Walking Dead* hinweg der Menschheit dabei zusieht, wie sie eben doch nicht ausstirbt, oder die hunderte Stunden in die Entwicklung eines *World of Warcraft*-Charakters steckt, um den Fantasy-Kontinenten Azeroth dann ja doch nie endgültig zu retten. Alles scheint spannender als die physische Welt um sie herum, so das Klagelied.

Als Mitt-Dreißiger gehöre ich zur vielleicht letzten Generation, die noch mit dem Mythos des endlosen Aufschwungs groß geworden ist. Klar hat Greenpeace auch während meiner Kindheit schon darauf hingewiesen, dass es fünf vor zwölf sei. Aber insgesamt werde die Welt, so wurde es mir vermittelt, immer besser. Und wo der Fortschritt ins Stocken gerät, bedarf es eben einer gemeinsamen Anstrengung zur Lösung des Problems. Ausgerechnet beim Pfingstdialog 2009 auf Schloss Seggau habe ich dann zum ersten Mal jemand in aller Klarheit aussprechen gehört, was die Mehrheit bis heute nicht wahrhaben will: Für die Abwendung der Klimakatastrophe ist es zu spät. Wir müssen entscheiden, wie wir mit ihrer fortlaufenden Beschleunigung und ihren Folgen umgehen wollen. Es ist wohl kein Zufall, dass postapokalyptische Welten in Filmen und noch viel stärker in Videospielen seit Jahren an Beliebtheit gewinnen. Wenn es schon fünf vor zwölf war, als ich als Volksschüler ein paar Schilling für die Rettung der Wale spendete, wen wundert es dann, dass wir uns als Gesellschaft immer stärker mit Geschichten von der Zeit nach der Katastrophe befassen? Mit einem Blick auf die Prognosen der Wissenschaft scheint das nur vernünftig.

„Wir sind die Blumen im Abfalleimer“, haben die Sex Pistols 1977 gesungen. Wer 2020 erwachsen wird und sich nicht Augen und Ohren zuhält, mag sich in diesem Bild wiederfinden. Nach meiner Matura war ich der Meinung, die Welt stehe mir offen und es liege an mir, sie zu verändern. Heute wäre derselbe junge Mann weniger enthusiastisch. Warum das Handy weglegen, die Spielkonsole abdrehen und sich engagieren, wenn während der letzten Jahrzehnte niemand wirklich zugehört hat? Warum die Klimakrise in die Welt hinaus schreien, wenn selbst führende Forscherinnen und Forscher ignoriert werden? Und vor allem natürlich: Warum Energie investieren, wenn eine Katastrophe nahezu unabwendbar scheint?

Der Blick auf die Zukunft der Gesellschaft, die Zukunft der Menschheit, hat sich grundlegend verschoben. Der jugendliche Optimismus schwindet mit zunehmender Informiertheit über den Zustand und die Entwicklung des Planeten. Dass viele junge Menschen sich trotzdem engagieren, ist bewundernswert. Wem aber die bunten Demonstrationen von *Fridays for Future* nicht Anstoß genug sind, grundlegend etwas verändern zu wollen, die oder der sollte den Blick auf ein anderes Phänomen werfen: Immer mehr fähige junge Menschen finden keine Motivation, eine berufliche Zukunft anzustreben. Manche tun bewusst nichts, als Kritik an einem System, an dem sie nicht teilhaben wollen. Junge Paare entscheiden sich schweren Herzens gegen Kinder, weil zu viel darauf hinweist, dass diese Kinder in einer kollabierenden Welt groß werden müssten. Wenn der rebellische Optimismus der Schul-Streikenden nicht beeindruckt, dann tut es vielleicht die Tatsache, dass Zukunft für viele junge Menschen tatsächlich auch Zumutung ist. So gerne das verdrängt wird: Die Wissenschaft gibt ihnen recht.



Foto: mrFoto

Harald Koberg,
geb. 1984 in Graz.
Studium der Philosophie
sowie Volkskunde und
Kulturanthropologie an
der KFU Graz. Arbeitet
als Medienpädagoge,
Öffentlichkeitsreferent
und Karate-Trainer.



Eva Fauner (r.) mit Antonia. Foto: privat

DAS KHG^C-BIOPIC: EVA FAUNER

Als erstsemestrige Germanistik- und Musikwissenschaft-Studentin von einer Freundin dazu angestupst, verschlug es Eva Fauner (damals Gruber) im Jahr 2003 in die „Mensa in der Leechgasse“. Ein Aha-Erlebnis, denn in der KHG bekam sie nicht nur physische, sondern auch soziale und intellektuelle Lebensmittel serviert. Seitdem zog es sie immer wieder ins Haus, etwa zu geselligen Vortragsabenden als Stipendiatin des Studienförderungswerkes PRO SCIENTIA. Auch hier: eine Symbiose von Körper und Geist. Bei einem Tanzworkshop auf einer der legendären PRO SCIENTIA-Sommerakademien lernte sie, „nicht nur mit dem Geist zu verstehen, sondern auch mit dem Körper zu spüren, dass jede individuelle Handlung das Kollektiv mitformt.“ Um der jungen „Studi“-Generation ähnliche Perspektiven zu ermöglichen, engagiert sich die heute als Fakultätsreferentin an der Uni Graz tätige, verheiratete Mutter der kleinen Antonia in der KHG Community (KHG^C), dem Förderverein der KHG. Besonders genießt die begeisterte Violinistin dabei kreative Gemeinschaft und inspirierenden Dialog.

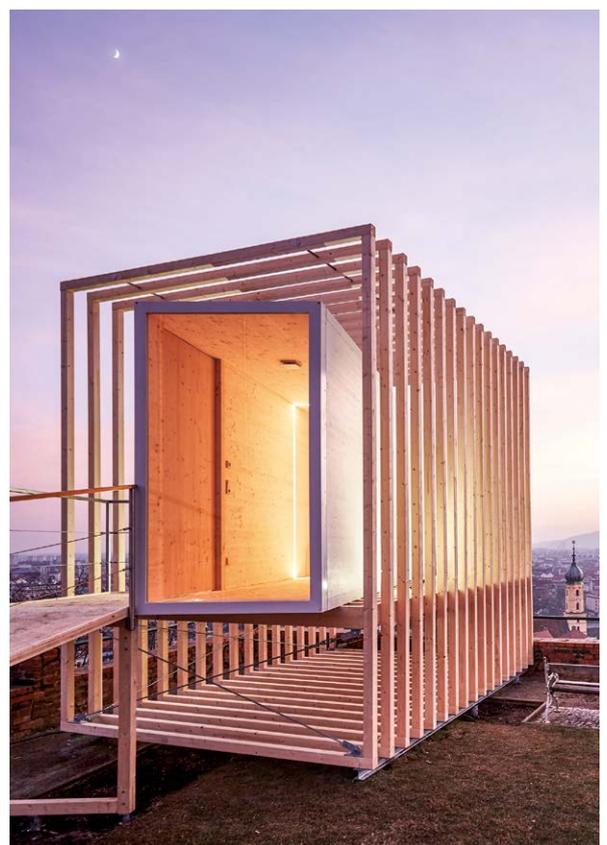
Florian Traussnig

MIT JEDEM ATEMZUG MEHR ...

Ich nehme mir Zeit, lege alles ab und stelle mich an das Fenster. Ich starre hinaus, atme bewusst, spüre meinen Körper und Geist, bin wachsam und achte auf alles vor mir. Ich bin da, einfach da für meine Umgebung. Etwas Wunderschönes, Ungreifbares. Einzigartig. Die Aktion *The Graz Vigil* – Freiwillige wie ich wachen in einem „Shelter“ aus Holz und Glas zu Sonnenauf- oder -untergang über der Stadt Graz – war eine unvergleichliche Möglichkeit, im Moment inne zu halten und eine Stunde lang Graz von oben zu beobachten. Eine Stunde, um nur für Graz da zu sein, mit jedem Atemzug mehr der Wächter von Graz zu sein, sich mit jedem Atemzug tiefer mit Graz zu verbinden. Als mir in einem kurzen Gespräch im Quartier Leech, meinem Studierendenheim, diese Möglichkeit angeboten wurde, wusste ich noch nicht viel über *Vigil*. Ich bin unglaublich dankbar, zugesagt zu haben. Eine Stunde mag lange klingen, aber noch nie zuvor war ich so bewusst in dem *einen Moment*, der sich schön in die Fastenzeit und den Ramadan fügte. Schaut rein unter:

vigil.lastrada.at/community-blog

Tobias Fink



Der „Shelter“ über Graz. Foto: Hauer/La Strada



#something
completely
different

Kathrin Kaisinger
Echo100Plus

Foto: privat

#SOMETHINGCOMPLETELYDIFFERENT

„Wie kann Europa über Händewaschen und Sicherheitsabstand sprechen, während es in den griechischen Flüchtlingscamps keine Toiletten gibt?“ – das fragte sich Flüchtlingshelferin Kathrin Kaisinger im Frühjahr 2020 auf der facebook- und instagram-Seite der KHG Graz. Und zahlreiche Menschen im Quartier Leech stellten ähnliche Fragen, hatten ähnliche Gedanken. Als die halbe Welt runtergefahren wurde und wir in Österreich trotz aller pandemiebedingten Heftigkeiten in einer *splendid isolation* (Spazierengehen-Lesen-Entschleunigung) leben durften, haben wir mit der Solidaritätsaktion *#somethingcompletelydifferent* „etwas völlig anderes“ in den Vordergrund gestellt: die Nöte jener Geflohenen, die an den Rändern Europas feststeck(t)en und deren Schicksal im Corona-Getöse unterzugehen drohte. Auch Josef Wilhelm von der KHG-Community fällt die Einordnung der Tatsache, dass die Bundesregierung zum Fernhalten der Flüchtlinge nur auf materielle Hilfe in anderen Ländern setzt, „nicht leicht.“ Danke daher an die Teilnehmer/innen für dieses schöne Zeichen!

Florian Traussnig

#something
completely
different

Josef Wilhelm
KHG Community



Foto: privat



Die KHG-Pilgergruppe vor der Basilika am Weizberg.
Foto: de Meulenaere

AUF DEN SPUREN DES SANFTEN ÖKO-PROVOKATEURS

Endlich – die erste Begegnungsmöglichkeit nach dem großen Lockdown, und *outdoor* gleich dazu! Die Katholische Hochschulgemeinde wählte hierfür den neu eröffneten *Papst-Franziskus-Pilgerweg*, der bei der Basilika in Mariatrost beginnt und nach Weiz führt. Vermutlich war es für diesen Weg selbst auch das erste Mal, von einer Großgruppe begangen zu werden, mit jungen Menschen aus Afghanistan bis Mexiko. Möglich war das nur mit der Aufteilung auf drei Kleingruppen und dem Einhalten der Abstandsregel. Trotz *Social Distancing* gelangen ein lustiges Kennenlernen untereinander und interessante Gespräche. Impulse zum Nachdenken boten auch die einzelnen Pilgerstationen, bei denen man Papst Franziskus unter anderem als Provokateur und Bewahrer der Schöpfung kennenlernen kann. Die Schönheit der Schöpfung war besonders in der Raabklamm zu bestaunen, als beim Picknick eine freundliche Ringelnatter zu Besuch kam. Mit dem Sonnengesang des Heiligen Franziskus klang dieser wunderbare Tag bei der Basilika am Weizberg inspirierend aus.

Maria Reich



Foto: de Meulenaere

CORONA – EINE ZEITENWENDE?

Gehörig durcheinandergewirbelt hat die Corona-Pandemie heuer unser Kirchweihfest. Als Pastoralteam fragten wir uns: Aus der Leechkirche einen Gottesdienst streamen? Eine Diskussion zur Pandemie veranstalten? Beides? Schließlich haben wir uns für eine Debatte zur Frage *Corona – eine Zeitenwende?* im Priesterseminar entschieden, die am 1. Mai online ging. Zwei Schlaglichter: Während Gastgeber Bischof Wilhelm angesichts leerer Kirchen zur Suche nach dem Herrn an anderen existenziellen „Ecken“ aufforderte, gab KHG-Heimbewohnerin Angela Kogler nüchtern an, dass für sie kirchliche Diskussionen zur Rolle der Frau mittlerweile völlig „uninteressant“ sind. Corona böte dennoch die Chance, derartige „Glaubwürdigkeitsbremsen“ (Rainer Bucher) zu lösen. Die ganze, von Claudia Gigler pointiert geleitete und mit Wortmeldungen „aus unserem Haus“ ergänzte, Diskussion ist unter *khg-graz.at* nachschaubar, das skeptische Resümee der Mitdiskutanten Manfred Prisching und Rainer Bucher zur apostrophierten „Corona-Zeitenwende“ klingt in diesem Heft nach (S. 2, S. 11).

Florian Traussnig



(sitzend, v.l.): C. Gigler, Bischof W. Krautwaschl, R. Bucher, A. Kogler, M. Prisching. Foto: Kölbl

DANKE! PHILIPP HARNONCOURT (1931 – 2020)

Philipp Harnoncourt war begeisterter wie begeisternder akademischer Lehrer, der Generationen von Theologiestudierenden geprägt hat. Vor allem war er aber auch Akademiker/innenseelsorger mit Herzblut, nicht nur als diözesan beauftragter Geistlicher Assistent des Katholischen Akademikerverbandes, sondern sein ganzes priesterliches Leben lang. Er war sprühender Impulsgeber und leidenschaftlicher Initiator, aber auch kritischer Hinterfrager, authentisch und ehrlich Suchender. Ein Geschenk, dass etwas, das ihm besonders wichtig war, in der Universitätskirche dauerhaft an ihn erinnern und mit ihm verbunden bleiben wird: Anlässlich seines achtzigsten Geburtstages hat er Künstler/innen eingeladen, sich mit dem Thema Trinität auseinanderzusetzen. Dass Markus Wilflings mit Fineliner an die Wand geschriebener Satz *Wir sind da* beim Eingang der Leechkirche mit der vermutlich ältesten Trinitäts-Darstellung in Graz in den Glasfenstern in Dialog tritt, verdankt sich dieser Initiative. Lieber Philipp, wir wünschen dir, dass du die Dynamik des dreieinigen Gottes schauen mögest und in seinem Frieden geborgen bist!

Alois Kölbl



Philipp Harnoncourt (r.) im Gespräch mit Markus Wilfling.
Foto: Rauchenberger

gebet & gottesdienst



BREAK4PRAYER

MO-FR 12:00 | Hauskapelle, Leechgasse 24

MESSE IN DER STADTPFARRKIRCHE

SO 18:15 | Herrengasse 23 | anschließend **Agape**

MESSE IN DER HAUSKAPELLE

DI 7:15 | Leechgasse 24 | anschließend **gemeinsames Frühstück**

STUDIARENDENGOTTESDIENST IN DER LEECHKIRCHE

MI 18:00 | Zinzendorfsgasse 3

MESSE IN DER KAPELLE DES JOHN-OGILVIE HAUSES

FR 7:15 | Zinzendorfsgasse 3

Achtung! In der vorlesungsfreien Zeit entfallen die KHG-Gottesdienste.

spezielle gottesdienste



ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST des akademischen Jahres

SO 4. OKT 18:15 | Stadtpfarrkirche, Herrengasse 23

Anschließend **Agape** im Brunnenhof

GOTTESDIENST DER NATIONEN

MI 28. OKT 18:00 | Leechkirche, Zinzendorfsgasse

Jeden letzten MI im Monat | weiterer Termin: **25. NOV**

GOTTESDIENST IN DER JUSTIZANSTALT KARLAU

SO 15. NOV 7:30 | Einen Gottesdienst gemeinsam mit den

Insassen feiern | weiterer Termin: **SO 24. JÄN 2021**

Information und Anmeldung: **both@khg-graz.at**

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STIEGENKIRCHE

jeden letzten DI im Monat 19:00 | Sporgasse 23a

EUCCHARISTISCHE ANBETUNG

jeden FR 20:00-21:00 | Leechkirche, Zinzendorfsgasse

MAGIS-GRUPPE

ab MO 12. OKT 19:30 | Kongregation der Helferinnen,
Robert-Stolz-Gasse 7

Raum des Gespráches, des Austausches und

des Gebetes | **14-tágig, jeweils MO**

Information und Anmeldung: **both@khg-graz.at**

KATHOLISCHE KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein
um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Stmk. Bank u. Sparkassen AG

Kto-Nr: 03300 700 543

BLZ: 20815

IBAN: AT312081503300700543

BIC: STSPAT2G

Verwendungszweck:

DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN

Zeitschrift der Katholischen Hochschul-
gemeinde für die Grazer Universitäten
und Hochschulen

Chefredaktion:

Florian Traussnig

Redaktionsteam:

Jennifer Brunner

Agnes Hobiger

Julia Jochum

Harald Koberg

Helga Rachtl

Natalie Resch

Günter Schuchlantz

Anton Tauschmann

Jörg Wilkesmann

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz Tel.

0316 / 322628

www.khg-graz.at

Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,

St. Ruprecht an der Raab

*Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht
die Meinung der Redaktion bzw. des Heraus-
gebers wiedergeben.*

*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die
urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten
Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber/innen von
Bildrechten werden gebeten, sich unter
traussnig@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: traussnig@khg-graz.at

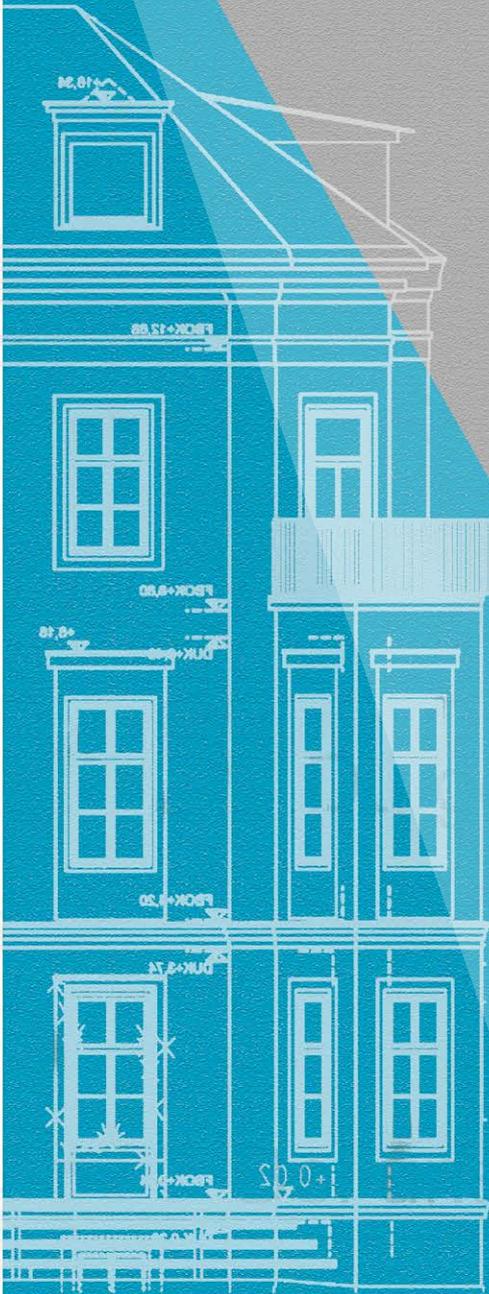
Coverfoto:

Markus Wilfling, „Obacht Obdach“, 2020.

Foto: Kölbl

quartier leech

quartierleech.at



Studierendenheim
zum Wohlfühlen

Kulturelle Vielfalt
und Gemeinschaft

In unmittelbarer Nähe
zu allen Unis

aa | < > | hg



Foto: Monet



Grafik: Rinder/Krächler



Foto: Kongregation d. Helferinnen



Foto: shutterstock



Foto: KHG



Foto: cp_pictures



Foto: Potocnik/KHG

Ryts Monet, PER TINA

DO 24. SEP – FR 6. NOV

QL-Galerie, Leechgasse 24 und
Leechkirche, Zinzendorfasse 3

RETHINK-FESTIVAL

MO 19. OKT – SA 24. OKT

Fünftägiges Nachhaltigkeitsfestival mit Schwerpunkt Vortrag,
Kochworkshop, Dokuabend, Fahrrad-Repair-Workshop,
Kleidertauschbörse, Live-Musik und Bücherflohmarkt
Quartier Leech, Leechgasse 24

In Kooperation mit dem Afro-Asiatischen Institut Graz, Books4Life und OIKOS

SPAZIERGANG MIT VERANTWORTUNG

jeweils FR 14:00 – 16:00

Besuchsdienst in den Lebenswelten der
Barmherzigen Brüder, Kainbach

Information und Anmeldung: both@khg-graz.at

UNSCHARFE BILDER, UNGEWISSE ZUKUNFT?

DO 15. OKT, 19:00

Impulsvortrag und Diskussion zum QL-Jahresthema
ZUMUTUNG ZUKUNFT mit **Annette Langner-Pitschmann**
und weiteren Gästen

QL-Saal, Leechgasse 24

STARTTAGE

SA 26. – SO 27. SEP

Gemeinsamer Semesterstart der KHG

HS Alois Kölbl, Barbara Rutter-Wrann

Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at

MUTAUSSBRUCH

DI 6. – MI 7. OKT

Uni-Opening-Tage im PARADISE L.

Gespräche & Begegnungen, Suppe & Snacks sowie Mitmach-
stationen & Workshops rund um den Apfelbaum und unsere Skulptur
„Obacht Obdach“. Gute Musik gibt's natürlich auch!

Paradise L., Zinzendorfasse 3

BITS AND BEATS – MUSIKMATINEE

SO 8. NOV, 10:00

Essen und Musik im QL

Leechgasse 24

Infos und Überblick über weitere Veranstaltungen finden Sie
unter khg-graz.at und facebook.com/khggraz

ZuMUTung Zukunft

Krise, Unsicherheit, Ambiguität – das Jahr 2020 hat es mächtig in sich. Wie verständlich ist da der Wunsch nach klaren Antworten, nach gesichertem Wissen! Hilft die Maske im Gesicht nun „gegen Corona“ oder nicht? Wann wird die Lage wieder „normal“? Werde ich nur mehr online auf die Uni gehen? Philosophischer formuliert: Kann ich das Leben überhaupt noch entziffern? So verständlich dieser Wunsch nach Eindeutigkeit auch ist – die Zumutungen unserer Zeit lassen sich nur bedingt mit einfachen Begriffen und populistischen Formeln aus der Welt schaffen.

Es hilft nichts, wir werden gegenüber der Unklarheit tolerant sein müssen. Wer etwa glaubt, Gott begrifflich *vereindeutigen* zu können, „beraubt den Gottesgedanken seiner Pointe“, schreibt Annette Langner-Pitschmann in diesem Heft. Derart entlastende Gedanken will ich gerne ausbauen: Wer zu wissen glaubt, die Zukunft halte nichts als Zumutungen für uns parat, hat sich mit den vielen unerwarteten Pointen der Menschheitsgeschichte und dem christlich unterlegten Grundvertrauen (Rainer Bucher) nicht wirklich auseinandergesetzt.

Florian Traussnig, Chefredakteur